# DIE GROSSE VÖLKERKUNDE

# Die Große Völkerkunde

## Sitten, Gebräuche und Wesen fremder Völker

Herausgegeben von

Dr. Hugo A. Bernatzik

Band I



Bibliographisches Institut AG. in Leipzig

# Europa · Afrika

Bearbeitet von

Dr. Hugo Adolf Bernatzik, Professor Dr. Arthur Haberlandt
Professor Dr. Richard Wolfram, Professor Dr. Fritz Krüger
Professor Dr. Robert Bleichsteiner, Dozent Dr. Walter Hirschberg
Dr. Dominik Josef Wölfel, Dr. Werner Vycichl
Professor Dr. Hermann Baumann
Dr. Theo Körner



Bibliographisches Institut AG. in Leipzig

# Verzeichnis der Mitarbeiter des Gesamtwerkes

Professor Dr. Hermann Baumann, Universität Wien

Dr. Hugo Adolf Bernatzik, Dozent an der Universität in Graz

Professor Dr. Robert Bleichsteiner, Kustos am Museum für Völkerkunde, Wien

Dr. Hans Findeisen, Berlin

Professor Dr. Arthur Haberlandt, Direktor des Museums für Volkskunde, Wien

Dozent Dr. Walter Hirschberg, Assistent am Museum für Völkerkunde, Wien

Dr. Theo Körner, Museum für Völkerkunde, Berlin

Professor Dr. Walter Krickeberg, Kustos am Museum für Völkerkunde, Berlin

Professor Dr. Fritz Krüger, Leiter des Romanischen Instituts der Hansischen Universität, Hamburg

Dr. Hans Nevermann, Kustos am Museum für Völkerkunde, Berlin

Dr. Alexander Slawik, Universitätslektor, Institut für Japankunde, Wien

Dr. Herbert Tischner, Kustos am Museum für Völkerkunde, Hamburg

Dr. Werner Vycichl, Wien

Professor Dr. Richard Wolfram, Universität Wien

Dr. Dominik Josef Wölfel, Universität Wien

# Inhalt

## Allgemeiner Teil

## Spezieller Teil

# Verzeichnis der Abbildungen

*Motto: Tüchtiges Schaffen, das hält auf die Dauer kein Gegner aus.* *Peter Rosegger*

# Vorwort

Es war mir eine große Freude, an die Herausgabe einer illustrierten beschreibenden Völkerkunde zu schreiten. Ich folgte dem Auftrag des Verlages um so lieber, als es mir gelang, die Mitarbeit einer Anzahl führender deutscher Ethnologen zu gewinnen. Bei der Auswahl der Mitarbeiter trachtete ich nach Möglichkeit jene jüngeren Ethnologen, die sich selbst als Feldforscher betätigt haben, aber auch Anhänger der rein historischen Schulen heranzuziehen, und übertrug jedem sein Spezialgebiet. Ich verzichtete bewußt auf eine völlige Einheitlichkeit der Darstellung und gab statt dessen jedem Bearbeiter die Möglichkeit, seine Spezialkenntnisse zu verwerten. Nur in diesem Fall konnte das Werk geeignet sein, ein Handbuch der Völkerkunde zu werden, das jeden Gebildeten mit dem Stand der heutigen ethnographischen Forschung vertraut macht, dessen sich aber auch jeder Fachmann und Kolonisator gerne bedient.

Die Reihenfolge der Bilder wurde in der Hauptsache vom Verlag nach buchhändlerischen Gesichtspunkten festgesetzt. Bei der Auswahl des Bildmaterials war ich bestrebt, neues Material zu veröffentlichen. Ich wollte das Abbilden einzelner Gegenstände vermeiden, den toten Museumsgegenstand ausschalten und statt dessen die einzelnen Kulturelemente in der funktionellen Gesamtheit zeigen. Leider ist mir dies nicht immer gelungen. In ausgedehnten Gebieten der Erde wurden die Kulturen der Eingeborenen bereits vernichtet, bevor es noch möglich gewesen war, sie photographisch der Nachwelt zu erhalten. So ist die Völkerkunde vor allem für Nordamerika, Mittelamerika, Tasmanien, Südaustralien usw. auf Zeichnungen der ersten Forscher angewiesen und auf diejenigen stofflichen Materialsammlungen, die in verschiedenen Museen aufgespeichert sind. Aber auch aus Kulturgebieten, die nicht solch trauriges Schicksal erlitten haben, ist heute das bestehende Bildmaterial keineswegs immer befriedigend. Ursache hiervon ist das geringe Interesse vieler Ethnologen an der Photographie. Auch noch in allerletzter Zeit wurden Forschungsreisen unternommen, ohne daß auch nur ein Mitglied der Expedition mit dem Gebrauch eines Photoapparates wirklich vertraut gewesen wäre. Dieser Mangel wurde vielfach zu einem unersetzlichen Verlust für die Wissenschaft, denn ein Bilddokument kann dem Fachmann oft mehr und wichtigere Aufschlüsse vermitteln, als viele Tagebuchseiten es vermögen. Außerdem berichtet die Photographie in eindeutiger Weise auch Dinge, die der Forscher übersehen haben mag, oder die ihm unwichtig erschienen, dies aber keineswegs sind.

Der Zeitpunkt des Erscheinens einer neuen Völkerkunde scheint mir ein außerordentlich günstiger zu sein. Da unser Führer Großdeutschland geschaffen hat, kann auch unser sehnlicher Wunsch, wieder unsere eigenen Kolonien zu verwalten, jeden Tag zur Wirklichkeit werden. Damit wächst die Bedeutung einer nach den heutigen Erfordernissen neu orientierten Völkerkunde, die auch in der Erbbiologie und der Rassenpsychologie der Naturvölker verankert und geeignet ist, die Grundlage der modernen Kolonisation zu bilden. Es sei mir daher gestattet, einleitend die neuen Aufgaben, Ziele und Wege der Völkerkunde anzudeuten und auf die entscheidende Rolle hinzuweisen, die diese Wissenschaft in der Zukunft Großdeutschlands zu spielen haben wird.

Ich möchte ferner Herrn Dr. Walter Hirschberg meinen besonderen Dank aussprechen, da er die Liebenswürdigkeit hatte, während meiner militärischen Kriegsdienstleistung gemeinsam mit meiner Frau den Umbruch fertigzustellen.

Der Herausgeber

# Die Romanischen Völker

Von Fritz Krüger

Mit seltenem Geschick und großartigem Schwung haben es die Römer verstanden, in einer verhältnismäßig kurzen Zeitspanne ein Imperium zu schaffen, wie es der Okzident noch nicht gesehen hatte. Von den Ufern des Tiber aus hat Rom seine Herrschaft auf der Halbinsel erweitert, über die Nachbarinseln nach dem Westen des Mediterraneums, über den Grenzwall des Apennin in das Talgebiet des Po verpflanzt, Gallien unterworfen und von hier aus über das Nordmeer nach Britannien, ostwärts nach Germanien übergegriffen, die Alpenländer überschritten und nach Osten seine Kultur und Sprache bis zum Schwarzen Meere und weiter vorgetragen. Lange vorher hatte Rom auf dem gegenüberliegenden Erdteil Boden gefaßt (Karthago 146 v. d. Z.). Römische Verwaltung und römische Kultur umklammerten in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung das westliche Mittelmeer.

Eine unübersehbare Vielheit von Volksstämmen, alten Kulturen und Sprachen versank unter den mächtigen Wellen, die Rom bis an die Gestade des Nordmeers, an den Atlantik, in die Hochtäler der Alpen und ostwärts bis an die Küsten des Schwarzen Meers entsandte. Über dem Stürzenden und Vergehenden aber erhob sich eine neue Welt, getragen von einer einheitlichen römischen Volkssprache und erfüllt von römischer Kultur. Im Bereiche der westlichen Romania entzog sich nur ein iberischer Stamm, das urkräftige Volk der Basken an den Westhängen der Pyrenäen, einer restlosen Verrömerung. Der äußerste Süden Italiens bewahrte sein griechisches Gepräge verhältnismäßig lange, unterlag aber im Mittelalter dem romanischen Druck von Norden her und zeigt heute nur noch ein paar griechische Sprachinseln. So gründlich erfolgte überall die Romanisierung, daß von den vorrömischen Sprachen, dem Iberischen, dem Gallischen, dem Oskischen, Umbrischen usw. nur eine verschwindend kleine Anzahl von Gattungsnamen, versteinerten Orts- und Geländebezeichnungen u. dgl. übriggeblieben ist, und daß andererseits trotz aller Wandlungen und Zersplitterungen, die der geschichtliche Werdegang von bald zwei Jahrtausenden bedingte, die romanischen Sprachen der Gegenwart ganz deutlich ihren engen Zusammenhang und ihren gemeinsamen Ursprung erkennen lassen.

Freilich, der stattliche Bau von ehemals hat den Stürmen der Zeit nicht standhalten können. Teile, die dem Gesamtgefüge nach außen nur lose angegliedert waren, gingen der römischen Kultur bald wieder verloren (Britannien); die Verbindung mit dem Osten ist frühzeitig zerrissen, das Romanentum des Balkans (Rumänen) seitdem abgesprengt und in inselartiger Diaspora in einen andersgearteten Kulturkreis hineingeraten; römische Sprache und Kultur in Nordafrika sind gänzlich erloschen.

Im Innern des Reiches bildeten sich neue Räume heraus, die zum Teil durch die alten, vorrömischen Stammesunterschiede bedingt waren und später mit der inneren Auflösung des Imperiums, der territorialen und kirchlichen Neugliederung noch schärfer und in größerer Zahl hervortraten. Einbrüche von außen zerstörten vollends die ursprüngliche Geschlossenheit. Völkerwellen, die gegen

den Westen und Süden des Reiches im Laufe der Jahrhunderte heranbrausten, Franken, Alemannen, Bajuvaren, sprengten die besetzten Grenzlande ab. Manche Ströme drangen weit in das Innere der Romania und rissen hier tiefe Furchen; andere verebbten, hinterließen aber kolonisatorische Spuren (Goten in Südgallien, im Wortschatz, namentlich in Ortsnamen), auch rassische Nachwirkungen (auf der Iberischen Halbinsel). Die im 4. Jahrhundert vom Niederrhein nach Westen vordringenden salischen Franken schufen die Grundlage für die Herausbildung der flämisch-romanischen Sprachgrenze im heutigen Belgien. Spätere Vorstöße der Franken führten bis an die Somme und weiter bis an die Loire. Der fränkische Einstrom brachte Nordgallien ein neues rassisches Ferment und riß jenen starken sprachlichen und kulturellen Gegensatz auf, der sich seit dem frühesten Mittelalter zwischen dem Norden Frankreichs und dem mittelmeerländischen Süden mit seiner vorwiegend mediterranen Rasse und seiner älteren und tiefer verwurzelten römischen Kultur klar zu erkennen gibt. Weniger stark ausgeprägte, aber immerhin noch bis heute nachwirkende Spuren hinterließ die Burgunder Herrschaft im Rhônegebiet. Langobarden griffen (nach v. Wartburg) in das sprachliche Schicksal Italiens ein. Auf der Iberischen Halbinsel brachten der Vorstoß der Araber von Süden und die Rückeroberung des Landes von Norden her eine vollständige Umschichtung der ehemals durch die römische Besiedlung geschaffenen Verhältnisse. Nur der Nordrand blieb von dieser Neugestaltung unberührt; in derselben Zone ist ein besonderer Einschlag gegenüber dem mediterranen Rassentypus der übrigen Halbinsel deutlich bewahrt.

Das Ergebnis aller dieser Vorgänge ist die Aufspaltung der Romania in zahlreiche, mehr oder weniger stark gegliederte Sprachräume. Dabei entfallen auf Frankreich 41,9 Millionen Einwohner mit 6 Millionen Fremdstämmigen, auf Belgien 3 Millionen Wallonen, auf die Schweiz 1,1 Millionen Romanen, auf Italien 43 Millionen, auf Spanien 23,9 Millionen, davon etwa 4,3 Millionen Katalanen, auf Portugal und seine Inseln 7 Millionen. Hinzukommen die überseeischen Kulturen dieser Völker, namentlich der Spanier und Portugiesen.

Aus der Vielheit und auf der Grundlage geschichtlich bedingter und landschaftlich gebundener Volkssprachen erhoben sich die Nationalsprachen der Romania, Zeugen und Ergebnisse neuer geschichtlicher, politischer und literarisch-kultureller Bewegungen, am frühesten in Nordfrankreich (das Französische), später in den Ländern der südlichen Romania. Mit der politischen Neugestaltung gingen Kulturen und Sprachen von alter Tradition neue Verbindungen ein. Manche haben ihre Eigenart bis heute bewahrt (Rätien, Sardinien usw.); andere gingen zugrunde: die reiche und fruchtbare Kultur des südlichen Frankreich ist schon im Mittelalter von den Kreuzfahrern des Nordens tödlich getroffen worden. An anderen Stellen sind die altbegründeten historisch-völkischen Gegensätze mit dem Werden der Nationalstaaten und der Ausbreitung der „Landessprache" auch heute noch nicht restlos beseitigt. In Spanien weisen „Autonomie"ansprüche aus dem Baskenland und aus Katalonien in diese Richtung. In der République Française sind die Basken, die Katalanen, die Provenzalen, die Italiener, die Deutschen, die Flamen, die Bretonen und die Franzosen noch nicht zu einer völkischen Einheit zusammengewachsen.

Was das Erbe aus der Römerzeit angeht, so gilt, was E. M. Arndt angesichts der Toskana ausgesprochen hat: „Manches auch ist ewig wie der italienische Himmel und muß sich natürlich so wiederfinden, oder doch ungefähr so, wie es die Alten uns beschreiben." Mannigfaltig bestätigen Formen der Gerätschaften, Arbeitsverfahren, Sitten und Gebräuche, hier und da auch noch Reste der Tracht (z. B. auf Sardinien), was schon das Altertum in Schrift und Bild bezeugt. Und was

das volkstümliche Leben angeht, so steht „in Petronius manches, worüber am besten neapolitanisches Volksleben Auskunft gibt" (M. L. Wagner).

Wieweit die Aufspaltung der Romania in die Vielheit ihrer Sprachräume und ihrer mundartlichen Gliederungen der bunten Fülle landschaftlicher Sonderprägungen romanischen Volkstums, das sprachgeographische Bild also dem kulturgeographischen Bilde entspricht, wieweit der Gang der Geschichte, der im Ausdruck des Sprachlichen immer schärfer faßbar wird, die Eigenart und die räumliche Gliederung der romanischen Volkskultur, im großen und im kleinen, bestimmt und gewandelt hat, wie sich hierbei alte rassische Bedingungen durchgesetzt und die von Natur aus gegebenen und überkommenen Erbgüter mit den von geschichtlichen und kulturellen Bewegungen dargebotenen neuen Formen und Äußerungen abgefunden und auseinandergesetzt haben –, diese Kernfragen romanistischer Forschung sind bisher kaum irgendwo berührt, geschweige denn beantwortet worden. So viel ist sicher, daß die Überlieferungen vorrömischer Zeit, gegenständliche Formen sowohl wie geistige Züge, stark und reich ausgeprägt erhalten geblieben sind. Der Folklorist Saintyves hat planmäßig Erbgut aus vorrömischer Zeit in seinem Corpus du Folklore Préhistorique en France et dans les Colonies françaises zusammengetragen. Wo man sich ernstlich in Verbindung mit dem Sprachlichen um die Ausdeutung kulturgeographischer Erscheinungen bemüht hat, ist man zu wichtigen Feststellungen gelangt: im Gebiet der altertümlichen Hochpyrenäen heben sich haarscharf verschiedene Mundartenräume ab; mit ihrer Grenze fällt deutlich die Trennungslinie bodenständiger Kulturformen (grundverschiedener Haustypen) zusammen; beide weisen auf eine tiefeingeschnittene ethnische Grenze zurück, die vor der römischen Besiedlung bestanden und die letzten Endes das heutige Bild bestimmt hat. Die Betrachtung des Kulturaufbaus Frankreichs wird uns wichtige Erkenntnisse ähnlicher Art vermitteln.

Die deutschen Reiseschriftsteller vergangener Jahrhunderte, deren Berichten über die „derzeitigen Zustände" der romanischen Völker wir die ersten genaueren Aufschlüsse über das Volkstum der romanischen Nachbarländer verdanken, haben mit Vorliebe auf die Gegensätze hingewiesen, die sie zwischen Fremdvolk und eigener Nation entdeckten, und diese Gegensätze in Lebensart, Brauchtum und Volkscharakter öfter auf die Unterschiede zurückgeführt, die sich aus verändertem Klima und ganz anders gearteten natürlichen Lebensbedingungen ergeben. Unseren Landsleuten erschienen die mittägigen Länder in ihrem strahlenden Lichte und in ihrer wohltuenden Sonne in einer ganz anderen Beleuchtung, von einer ganz anderen Wärme erfüllt als die Landschaften und Bewohner des Nordens. Konnten diese Berichte auch nie ganz vollständig sein, schon deshalb nicht, da unsere Reisenden vorzugsweise bestimmten Richtungen und Zielen folgten, über die Alpen nach Italien, durch das Rhônetal zum Mittelmeer oder an der milden atlantischen Küste nach Spanien und Portugal hinüber, so ist doch andererseits sicher, daß durch die besonderen klimatischen und geographischen Verhältnisse zahllose Züge der romanischen Volkskultur entscheidend bestimmt werden, die von der deutschen abweichen und deutschen Betrachtern fremdartig erscheinen. Man vergleiche allein die Breitenlage Frankreichs und Deutschlands: Paris stimmt mit Karlsruhe und Stuttgart, Marseille in der Provence fast mit Neapel überein. Der größte Teil der Romania ist echtes Mediterraneum, das Mittelmeergebiet Frankreichs so stark an seine mittelmeerländische Umgebung gebunden, daß man (wie jüngst ein französischer Geograph bemerkte) geographisch keinen Widersinn darin sehen könnte, wenn Languedoc zu einem dauernden Bestandteil eines katalanischen Staates und Marseille mit Genua vereinigt worden wäre.

Ernst Moritz Arndt, dessen Reiseberichte aus Italien und Frankreich eine Fülle feinsinniger Beobachtungen romanischen Volkslebens und romanischer Volkskultur enthalten, hat den Zusammenhang von klimatischen Verhältnissen und charakteristischen Lebensgewohnheiten der südländischen Bevölkerung in einem Einzelfalle so treffend gekennzeichnet, daß man unbesorgt seine Ausführungen über das Leben in Nizza verallgemeinern und auf andere Fälle beziehen kann:

„Alles zeigt selbst in dieser magern Kriegszeit den fröhlichen Geist des Volks, und wenn irgend freie Tage sind, sieht man ungeheure Klumpen von Gevattern und Gevatterinnen beisammen, was in einem Land leicht ist, wo man mit offenen Türen zu leben und alles zu verhandeln pflegt, auch der Winter sie nicht verschließt. Der interessanteste Fleck aber in der Stadt, wo man das italische Leben des niedrigen Haufens, besonders der Weiber, recht bewundern kann, ist am kleinen Fischmarkt am Eingange in den Korso, wenn man vom Hafen her kommt. Da ist es ganz so, wie ich es bei Florenz erwähnt habe, und das Klima zeigt seinen herrschenden Einfluß und seine Schamlosigkeit. Dahin wandert alles ärmere und kleinere Gesindel aus seinen engen Gassen und seinen dumpfigen und kümmerlichen Stübchen aus mit seinem Geräte und seiner Tagesarbeit. Man spinnt, man haspelt, man flickt und läßt sich Schuh und Strümpfe flicken, während man barfuß dabei sitzet; man fängt sich einander christlich die Läuse ab, hat seine Kinder in Körben und auf Kissen liegen und begeht unter freiem Himmel so viele kleine Menschlichkeiten, die nur Gewohnheit und Klima entschuldigen können. Alles was man zur Leibesnotdurft gebraucht, ist umher. Nie ist der Markt ohne kleine Fische, die man sogleich braten lassen kann; nie hört der Kohlendampf auf, über welchem kleine Kuchen und Stücklein Fleisch geschmort werden; nie werden die Buden des Höckers, woraus ein Stücklein Käse, ein Ei und einige Händevoll Schminkbohnen feil sind, verschlossen."

Das Treiben auf der Straße in seinen vielfältigen Erscheinungsformen – Arbeit, Unterhaltung und Spazieren –, das südländische Leben zu abendlicher und nächtlicher Stunde („wo man Venedig lieb gewinnen kann"), die Blumenmärkte und offenen Fruchtläden, die engen labyrinthischen Straßen, die nur die Mittagssonne sehen, die kleinen sparsamen Fenster, die stillen und verträumten Höfe und die schattigen Laubengänge an den Marktplätzen – alle diese Erscheinungen mit ihren städtischen und dörflichen Abwandlungen zeigen deutlich den Einfluß des südlichen Himmels und heben vieles „scheidend und scharf von allem Nördlichen" ab.

Die Verkaufsstände sind frei zur Straße hin geöffnet und vorgeschoben (auch auf den Boulevards von Paris), der Handwerker verlegt seine Arbeit nach draußen, Spinnen und Klöppeln geht in Gemeinschaftsarbeit auf der Straße vor sich, Frauen sitzen vor der Tür am Webstuhl.

Uns zwingt das Klima, die Stube zu hüten. In heißen Gebieten liegt die Kochstelle im Freien. Im Süden lebt man draußen. Daher tiefgreifende Gegensätze in der Wohnkultur, im Hausrat und in der Anlage des Wohnhauses. „Wie vieles braucht der kältere Norden, was hier ganz unbekannt ist" (Arndt). Daher auch Gegensätze im geselligen Leben. Darauf bezieht sich J. G. Sulzer, der in dem „Tagebuch einer von Berlin nach den mittäglichen Ländern von Europa in den Jahren 1775 und 1776 gethanen Reise und Rückreise" seinem Ärger über das Karnevalstreiben von Nizza mit folgenden Worten Ausdruck gibt: „Alles zeiget eine ungemeine Gierigkeit nach Zeitvertreib, und beweiset, wie wenig hier die Menschen sich zu Hause zu beschäftigen oder zu ergötzen wissen." Tatsächlich sind das Spazieren auf der Straße, das Ball- oder Kegelspiel auf dem öffentlichen Platze, das Caféleben, das sich auf der Cannebière von Marseille ebenso wie auf den Boulevards von Paris nach der Straße zu entfaltet, überhaupt die zwanglose Unterhaltung und Aussprache lauter Züge, in denen sich südländische Geselligkeit und Lebendigkeit sowohl in dem Dorf wie in der Stadt



Abb. 49. Blick auf Positano am Golfo di Salerno (Italien)

unter heiterem Himmel mannigfaltig offenbaren. Hinzukommen die Straßenverkäufer, die singend Blumen, Früchte, Muscheln, Wasser, Fische, Gebäcke feilbieten, eine ganze Welt lustiger Volkstypen von unbeschreiblicher Vielgestaltigkeit und einer Ausdrucksfähigkeit der Sinne und des Geistes, in der sich die körperliche Haltung, die Gesichts- und die Gebärdensprache des Südländers ebenso vollendet offenbaren wie der leidenschaftliche Ausdruck seiner musikalischen Stimme und die originelle Kunst seiner einschmeichelnden Sprache. Die meisten Plätze, man kann auch sagen, die einzelnen Straßenverkäufer wetteifern in der Kunst ihres klangvollen Gewerbes. Lissabon, Sevilla, Palermo haben ebenso wie die kleinen Städte ihre bestimmten Typen und ihre bestimmten Melodien. Es gibt aber keine farbigere Rhapsodie als den Klang der voci di Napoli.

Wie stark die besonderen klimatischen und landschaftlichen Züge mit der Gestaltung von Hausrat, Tagewerk und Wirtschaft, mit Volksnahrung und Tracht verflochten sind, läßt sich an zahlreichen Beispielen aufzeigen. Auch Volksbräuche können davon betroffen werden. Auf den Azoren beschränkt sich die Familienfeier des Weihnachtsfestes auf ein üppiges Mittagsmahl, das nach dem Motto barriga vazia não tem alegria (Leerer Magen kein Behagen) am 25. Dezember eingenommen wird. Wenn man sich erinnert, daß in Teilen Deutschlands, wie ganz deutlich auch in Oberitalien, mit dem Verschwinden der offenen Herdfeuerung der Kult des Weihnachtsscheites (Julblock usw., entsprechend der französischen bûche de Noël) sein Ende gefunden hat, so kann man auch verstehen, weshalb von einer Feier am offenen Herdfeuer auf den Azoren nichts bekannt ist. Das milde Frühlingswetter, das sich zu Weihnachten über den atlantischen Archipel breitet, lädt nicht zu einem Kulte ein, der wesentlich durch Winterbrauchtum bestimmt ist. Ganz ebenso liegen die Dinge in anderen Teilen der südlichen Romania.

Ein anderer Zug, der deutschen Reisenden in romanischen Ländern ehemals immer wieder aufgefallen ist, ist der archaische Charakter der romanischen Volkskultur, wie er sich beispielsweise in Hausbau, Gerätschaft und Arbeitsverfahren ausprägt. Tatsächlich hat sich im Bereiche der Romania, und zwar bis in unsere Tage hinein, altes und ältestes Kulturgut in erstaunlich reichem Maße erhalten. Der vorwiegend landwirtschaftliche Charakter der romanischen Länder (man hat mit Recht zahlreiche Eigentümlichkeiten und Wesenszüge des französischen Lebens, Denkens und Volkscharakters auf die bäuerliche Grundnote zurückgeführt) und vor allem die Tatsache, daß das weite Land nicht überall die Auswirkung städtischer Kultur wie etwa in Deutschland erfahren hat (man kann häufig geradezu den umgekehrten Prozeß wahrnehmen), mögen neben sozialen Verhältnissen, Verkehrsrückständigkeit einzelner Gebiete und anderen (z. B. wieder den günstigen klimatischen) Faktoren die Erklärung dafür abgeben, weshalb man oft nicht das Bedürfnis empfunden hat, dem Zuge der Zeit zu folgen, sondern bei den bewährten, von alters her überkommenen Formen der Kultur stehen geblieben ist. Man möchte meinen, daß die vergleichende Volkskunde und die Altertumskunde Europas, insbesondere auch die Volkstumsforschung Deutschlands wie auch die Vorgeschichtsforschung aus solchem Tatbestande großen Nutzen ziehen könnten. Urformen des Wohnbaus, Reststücke ältester Überlieferung aus vorrömischer Zeit, lassen sich in zahlreichen Formen und weiter Verbreitung nicht nur in verkehrsabgeschiedenen Teilen der Pyrenäenhalbinsel oder Italiens, sondern weit über Frankreich und bis in die Schweiz hinein verfolgen. Scheibenräder, wie sie bei den zweirädrigen Ochsenwagen Nordwestspaniens heute noch allgemein gebräuchlich sind, sehen Typen aus vorgeschichtlicher Zeit zum Verwechseln ähnlich. Kleingerät aus Holz, das man aus vorgeschichtlichen Siedlungen in Seen des Alpenvorlandes hervorgeholt hat, kehrt gleichartig in Form von Schüsseln, Löffeln, Kellen und Bechern, die aus dem Ganzen geschnitzt sind, im Hausrat der



Abb. 50. Kirche und Doppelfamilienhaus in Le Clot (Dauphiné), Frankreich. 1400 m hoch gelegen

Pyrenäenbauern wieder. Der gebötcherte Eimer mit Bronzereifen und Henkel, den man in germanischen Gräbern des 5. Jahrhunderts in Sakrau (Schlesien) gefunden hat, ist nach Form und Herstellung aufs engste mit den Wassertraggefäßen verwandt, die man noch heutigentags im asturischen und galicischen Bergland benutzt. Ältesten Ursprungs sind auch die Herstellung des Fladenbrots, die Steinkocherei und die Verwendung des Erdofens auf der Insel Sardinien. Die Imkerei der Romanen ruft manche vorgeschichtliche Erinnerung wach. Und auch die Arbeitsgänge und Gerätschaften, die bei der Bearbeitung der Brotfrüchte, der Kastanien, Oliven und Weintrauben Anwendung finden, sind – von der Schweiz bis nach Portugal und seinen Inseln hinüber – stark mit ältester Überlieferung durchsetzt.

Manche weitausgreifende Kulturbewegungen Europas haben nicht die Gesamtheit des romanischen Raumes erfaßt. Die Flachsbreche, altes germanisches und in der Romania über ganz Frankreich, die Schweiz, Italien bis nach Sardinien und Sizilien hinunter, auch auf der Pyrenäenhalbinsel seit Jahrhunderten eingebürgertes Kulturgut, ist dem Nordwesten und Westen bis heute fremd geblieben. Man hält an dem Bleuen mit der Holzkeule fest. Das Spinnrad, das in Deutschland seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert Wahrzeichen häuslicher Fleißarbeit wurde, inzwischen freilich schon längst wieder im Rückzuge begriffen ist, ist bis zum heutigen Tage in vielen ländlichen Bezirken Italiens, auf Sardinien, im nordspanischen Gebirge, im Westen und in manchen anderen Teilen der Iberischen Halbinsel kaum bekanntgeworden. Dafür setzt man das ältere Verfahren des Spinnens mit Rocken und Spindel fort. Auch von den großen Wellenbewegungen der sich erneuernden Tracht sind Randgebiete der Romania oft unberührt geblieben. Primitivformen der Bekleidung, der Kopf- und Fußbedeckung sind in diesem Raum besonders häufig anzutreffen (Strohmantel, Fellsandalen, Holzschuhe, Fellkleidung, Kurzhose usw.). Aufschlußreich ist es auch zu sehen,

wie sich in einem für die Volksnahrung so wichtigen Zweige wie der Butterbereitung im nördlichen Frankreich und in der Schweiz – in Verbindung mit Deutschland – im Laufe der Zeit alle möglichen Verfahren abgelöst haben, ohne daß diese verschiedenartigen Neuerungen tiefer in die südlichen Gebiete der Romania vorgedrungen wären. In einer weiten Zone, die von den französischen und spanischen Pyrenäen über die nordspanischen Gebirge bis nach Asturien, León und Galicia reicht, ist man beim Schütteln der Flüssigkeit in einem Tierbalg, wofür schon Zeugnisse aus dem Altertum vorliegen, stehengeblieben. Die Egge (in Form eines hölzernen Rahmengestells mit Zähnen) ist in weiten Gebieten der südlichen Romania unbekannt: sie ist auf der Apenninenhalbinsel nur im nördlichen Gebiet, in Südfrankreich vielfach erst seit dem 19. Jahrhundert und auch heute noch nicht allgemein, auf der Iberischen Halbinsel nur strichweise in Gebrauch. Statt dessen benutzt man Holzschlegel zum Zerschlagen der Schollen, Bretter oder (gewöhnlich in einen Holzrahmen eingespanntes) Strauchwerk oder Rutengeflecht, auf die sich der Bauer zur Beschwerung stellt, ganz ebenso wie im weiteren Umkreis des Mittelmeers (Albanien usw.).

Unter solchen Voraussetzungen darf man erwarten, daß die Romania einen günstigen Boden bietet, um von der Beobachtung der Erscheinungen der Gegenwart aus die genetische Entwicklung einzelner Kulturformen bloßzulegen und zu erklären. Tatsächlich läßt der Vergleich des Nebeneinanders einzelner Formen im Raum die Möglichkeit zu, die genetische Schichtung und damit häufig zugleich das historische Nacheinander derselben, nicht selten von der ursprünglichsten Stufe aus, zu erfassen. An den verschiedensten Stellen – in Nordwestspanien, in den Pyrenäen, im französischen Zentralmassiv und in den Alpen – kann man verfolgen, wie bei weitgehender Übereinstimmung der Grundform das urtümliche Einraum- oder Wohnstallhaus zu weiter entwickelten Typen herauswächst oder wie umgekehrt die jüngeren Formen in jener Urform ihre Erklärung finden. Einzelmerkmale jüngerer Bauart wie beispielsweise die steilen Treppengiebel, die als Kunstform sowohl in Nordostfrankreich und Belgien wie im französischen Zentralmassiv, in weiter Verbreitung am Nordabhang der Pyrenäen zu finden sind, lassen sich auf dem gleichen Wege zwanglos auf eine ursprünglich reine Zweckform zurückführen, die vielfach noch in diesen selben Gebieten, darüber hinaus in urtümlichster Ausführung an alten Bauernhäusern Nordwestspaniens und verschiedener Alpengebiete (Dauphiné, Tessin usw.) erhalten ist. Auch das Nebeneinander verschiedener Formen altartiger Holzpflüge, die gerade im Bereich der mediterranen Romania weit verbreitet sind, läßt Rückschlüsse auf die Entwicklung und historische Ausbreitung der Pflugformen und damit zugleich – wie in anderen Fällen – auf den Kulturstand der betreffenden Gebiete zu. Im Nordwesten der Iberischen Halbinsel glauben wir ähnliche Verhältnisse an der Herausbildung der Jochformen aufzeigen zu können: aus der Vielheit der in Spanisch-Galicien und im portugiesischen Minho- und Dourogebiet gebräuchlichen, landschaftlich wechselnden Joche heben sich die im Douro e Minho gebräuchlichen Nackenjoche durch ihre vollendete volkskünstlerische Prägung stark ab. Die Überprüfung der landschaftlich gebundenen Spielarten zeigt, daß die Douro e Minhoformen nichts anderes als eine besonders weit entwickelte Abart der in den Nachbargebieten vorkommenden Jochtypen darstellen, beheimatet in demselben Raume Nordportugals, der auch in zahlreichen anderen Ausdrucksformen der gegenständlichen Volkskultur (besonders deutlich im Gepräge der weiblichen Bauerntracht) eine über die nördlich und nordöstlich angrenzenden Gebiete hinaus entwickelte Stufe volkskünstlerischer Formgebung erreicht hat. In anderen Gegenden sind es Transportgeräte, deren allmähliches Entstehen man an dem räumlichen Nebeneinander von einfachen Grundformen aus zu weiter entwickelten Spielarten hin verfolgen kann. Dabei ist es aufschlußreich, daß öfter in



Abb. 51. Am Backofen in Sardinien

ganz verschiedenen, nicht zusammenhängenden Teilgebieten gleichartige Entwicklungsrichtungen zu beobachten sind. Die Tatsache, daß sich aus naturgegebenen Gaffelschleifen im Nordwesten und Westen der Iberischen Halbinsel, im nordspanischen Gebirgsland, in den spanischen und französischen Hochpyrenäen, in Teilgebieten des mittelfranzösischen Gebirgsstocks und in verschiedenen Alpentälern parallel genetisch jüngere Schleifenformen (öfter von überraschender Gleichartigkeit) und aus diesen wiederum – als Übergangsformen zu richtigen Wagen – Schleifen mit Räderuntersatz herausgebildet haben, ist sicherlich nicht weniger bemerkenswert als die andere Tatsache, daß sich im Raume der Romania in weiter Verbreitung eine Schicht ältester Kulturformen in Gestalt so urtümlicher Transportgeräte herausschälen läßt. Reizvoller ist es vielleicht noch, auf dem angedeuteten Wege dem Ursprung von Geräten nachzugehen, die in der Hand der Hausfrau ganz gewöhnliche Behelfe, sei es in der Küche, sei es bei der Käsebereitung oder bei der Hausfleißarbeit des Spinnens, darstellen. Es fällt nicht schwer, die Urform des Quirls zu ergründen, da diese noch bis heute in der einfachen Gestalt eines Aststummels in manchen kulturellen Rückzugsgebieten der Romania in Gebrauch ist. Mit ihr und ihrer Weiterentwicklung hängt aufs engste die Geschichte des Käsebrechers zusammen, dessen ursprünglichste Formen wiederum an ganz verschiedenen Stellen, in den französischen und spanischen Pyrenäen, in den Alpen usw. bis heute in Gebrauch sind. Eine Urform des Spinnrockens, auf dem die Bäuerin die zu verarbeitende Wolle aufspießt, ist die natürlich gewachsene Gabel (mit beliebig vielen Zinken), die man besonders häufig in verschiedenen Teilgebieten der Iberischen Halbinsel (Segovia, Salamanca, Traz os Montes, Galicia, in nicht zu überbietender Ursprünglichkeit und Mannigfaltigkeit im einsamen Bergland Asturiens), in den Pyrenäen, im Sulzbergtal (Tirol) und in der italienischen Schweiz, schließlich in dem alten Kulturbereich Unteritaliens und auf der Insel Sardinien – den Urformen des Balkans völlig gleichgeartet – antreffen kann. Aus dieser Grundform haben sich, öfter in allen Einzelphasen der Entwicklung erkennbar, mehr künstlerisch gestaltete Formen (mit ring- oder herzförmigem Abschluß oder gezackten Täfelchen) herausgebildet, wie man sie im französischen Zentralmassiv und in verschiedenen Alpengegenden antreffen kann, wie der natürliche Gabelrocken selbst Relikte einer durch die Volkskunst überholten, ehemals weiter verbreiteten Urform.

Manche L a n d s c h a f t e n haben in besonders starkem Maße einen archaischen Charakter bewahrt. Zu ihnen kann man beispielsweise die von der Forschung einigermaßen erschlossenen Gebiete des Alemtejo und der Traz os Montes in Portugal rechnen, in denen sich urtümliches Hirtentum mit altartigem Ackerbau verbindet; in Südwestfrankreich das Heidegebiet der Landes mit seinen altartigen Wirtschaftsformen (denen gegenüber ein deutscher Reisender im Jahre 1797 die westfälischen und lüneburgischen Heiden als ein Elysium bezeichnen konnte); die Bretagne, in der man sich, wie der Schriftsteller Le Braz sagt, außerhalb Frankreichs und außerhalb unserer Zeit befindet, wo natürliche Umwelt, Mensch und Kultur in seltener Einheit miteinander verschmolzen sind; auf der Apenninenhalbinsel Kalabrien, wo sich mit Resten alten Griechentums in Sprache und Rasse uraltes Brauchtum, vom Zuge der Zeit kaum berührt, vom Altertum bis heute rein erhalten konnte. Daß die zahlreichen verkehrsabgewandten gebirgigen Gegenden besonders wertvolle Schätze an kulturellen Relikten bergen, ist nahezu selbstverständlich. Tatsächlich sind die portugiesische Serra da Estrêla oder Arrabida (diese im Blickkreis der Landeshauptstadt!), die nordwest- und nordspanischen Cordilleras, Guadarrama und Sierra de Gredos im Herzen der Halbinsel, Sierra Nevada und Pyrenäen, in Italien die Abruzzen, in Frankreich das Zentralmassiv mit seinen Ausläufern wahre Museen kultureller und sozialer Altertümer. Was neben den französischen Hochalpen ins-

besondere die Schweiz und die italienischen Alpen an Schätzen volkstümlicher Kultur aufzuweisen haben, ist durch die klassischen Darstellungen von L. Rütimeyer und H. Brockmann-Jerosch, die gediegene Gemeinschaftsarbeit der Schweizer und durch vorzügliche Monographien seitens italienischer Landes- und Sachkenner eindrucksvoll erwiesen worden. Hochgebirgsorte wie Ayas und Cogne in Piemont, Bormio am Stilfser Joch, Anniviers und Evolène im Wallis sind Eldorados uralter Gebirgskultur wie die Hochtäler Savoyens und der Dauphiné jenseits des Kamms, Noris, S. Juan, Plan in den spanischen Pyrenäen, der Cebrero und seine Nachbarschaft in Galicia. Die Inseln des Mediterraneums, selbst die an großen Verkehrswegen gelegenen, haben samt und sonders in Lebensformen und Brauchtum ein archaisches Gepräge bewahrt, so sehr, daß ihre gegenwärtige Kultur öfter geradezu als Maßstab und Prüfstein altmittelmeerländischer und altrömischer Überlieferung in Anspruch genommen werden kann. Das gilt insonderheit von der Sprache und Kultur Sardiniens, deren tiefreichende Wurzeln M. L. Wagner in großartigen Studien bloßgelegt hat, von Sizilien und der liparischen Inselwelt, deren südmediterraner Charakter, verstärkt durch den starken arabischen Einschlag, auch im Gepräge der Kultur die engen Beziehungen zum afrikanischen Kontinent erkennen läßt. Korsika, eine Insel ohne Fischerleben, ist vielleicht der sprechendste Zeuge insularer Abgeschlossenheit und Insichgekehrtheit, die auf der Grundlage der besonderen politischen Verhältnisse in der Ausübung der Blutrache (vendetta) ihren bekanntesten Ausdruck gefunden hat. Die Insel Ibiza hat wie ihre größeren Nachbarn Mallorca und Menorca von der Ostküste des Festlands die katalanische Sprache übernommen, in der Gestaltung des Hausbaus aber (von einem schwachen Einbruch, der jüngerer Zeit angehören muß, abgesehen) eine ganz selbständige Überlieferung, die auf Verbindungen mit



Abb. 52. Austreten des Getreides in Colmars (Basses-Alpes, Frankreich)

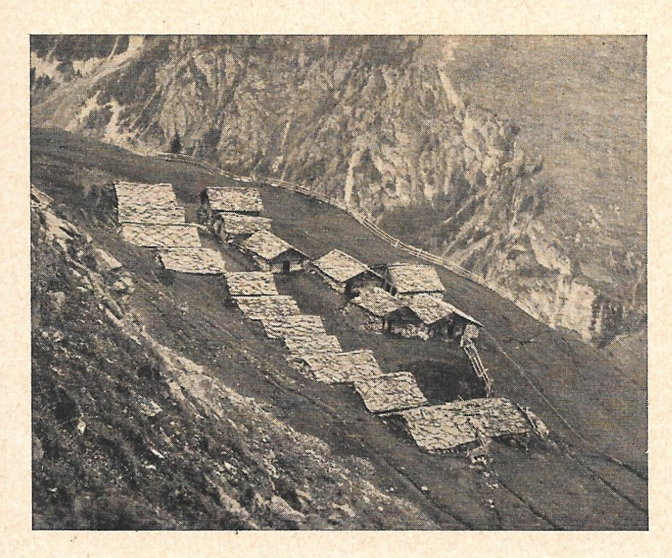


Abb. 53. Hirtensiedlung in Evoléne (Wallis)



Abb. 54. Pflügen mit dem „römischen" Holzpflug in der Provinz Lugo (Spanien)

nordafrikanischer Bauart hinweist, aufrechterhalten. Die atlantischen Inseln — Canarias, Madeira, Azoren — können den Einflüssen des neuzeitlichen Fremdenverkehrs ein durch und durch altertümliches, teilweise über den Stand der Kolonialisationszeit zurückreichendes Kulturgut gegenüberstellen.

Wie Inseln nehmen sich auch solche durch natürliche Merkmale und den beruflichen Sonderauftrag ihrer Bewohner gekennzeichnete Teilgebiete aus, die in sich geschlossene Lebenskreise, förmlich losgelöst aus der weiteren Umwelt, herausgebildet haben. Der Schäfer der gascognischen Landes lebte früher sein eigenes Leben in Gemeinschaft mit seinem Vieh und der herben Heidenatur. Er hatte seine Lagerstätte in oder neben dem Schafstall draußen in der Heide, bekleidete sich bis in unsere Tage hinein mit Fellen, trug eine Tasche aus Schaffell und stellte sich auch die Füßlinge und Gamaschen, die er benötigte, selbst her. Dazu nahm er, auf hohen Stelzen einherschreitend, ein eigenartiges Spinngerät, das er sich gleichfalls selbst anfertigte, ein Holzkreuz, das am Faden nach unten hängt, in die Hand. Als Weinbehälter führte er die Kürbisflasche und zur Unterhaltung eine einfache Hirtenflöte mit sich. Seinem Auftraggeber war er durch einen althergebrachten Arbeitsvertrag verpflichtet.

Eine andere geographisch ziemlich genau abgesteckte Natur- und Kulturlandschaft bildet das von Strandseen und Sümpfen durchsetzte Dünenland der Camargue zwischen den beiden Mündungsarmen der Rhône, die durch Fr. Mistral, den Künder und Schützer des provenzalischen Volkstums, dichterisch und volkskundlich weiteren Kreisen bekanntgeworden ist. Auf diesem entlegenen Eiland gedeihen eine Pflanzen- und Tierwelt und ein Menschenschlag von ganz besonderer Art. Tausende frei umherschweifende Stiere und halbwilde Pferde stehen unter dem Schutze der gardian, die ihr Leben von frühester Jugend an auf dem Pferde verbringen und ihren Beruf von Generation zu Generation weitergeben. Das Symbol ihrer Würde und ihres Berufes ist der ficheiroun, mit dem sie von ihrem hohen Bocksattel den Gruß entbieten, eine lange Lanze mit einem eisernen Dreizack, ihre Wohnung die cabano, die ganz aus der natürlichen Umwelt dieses Sumpfgebiets herausgewachsen ist. Den Höhepunkt des Jahres bildet für die gardian die ferrado, der Taufakt des jungen Stiers, bei dem der Oberhirte dem zu Boden geworfenen und gebändigten Tier mit einem glühenden Eisen auf dem Schenkel die Eigentumsmarke des Besitzers, wie das auch im Alentejo üblich ist, einbrennt. Mylius und Chr. Aug. Fischer haben dieses malerische Bild alten Hirtenlebens um 1800 zum erstenmal ausführlich in Deutschland beschrieben. Umkreis und Brauchtum der provenzalischen Stierwächter finden in dem Leben der campinos des Ribatejo in Portugal, der lanzenbewaffneten Stierhirten der Provinz Salamanca und der marismas Andalusiens sowie der berittenen Hirten der toscanischen Maremme und der apulischen Steppe ein Abbild, deren vergangene Zivilisation Gregorovius während seiner Wanderjahre in Italien in einem plastischen literarischen Bilde festgehalten hat.

Völlig eingebettet in den engen Bannkreis einer sie umgebenden Natur von Mooren, Wasser und Sümpfen ist die kleine Kulturwelt der Torfstecher und Fischer der Brière, im Mündungsgebiet der Loire (nördlich von St. Nazaire), deren eigenartige Lebensformen und naturbedingte Wesensart der bretonische Schriftsteller A. de Chateaubriant in prächtigen Charakterbildern der Außenwelt erschlossen hat, ähnlich zugleich dem Lebenskreis jener bretonischen „Sumpfbewohner", die ehemals die Außenwelt nur zu Gesicht bekamen, wenn sie das in den Lagunen gewonnene Salz auf Mauleseln in das Innere der Provinz beförderten. Noch heute unterscheiden sie sich als „Rasse" von den Bauern des Binnenlandes. Sie heiraten nur unter sich. Der Flecken Batz setzt sich nur aus drei Familien zusammen: 1500 Lehuédé, 400 Pichon, 150 Cavalin! In ihrer Nähe wohnen die auf sturmgepeitschte Eilande verschlagenen bretonischen Fischer in wahrhaft patriarchalischen Formen: „Sie leben" – so berichtete 1803 Chr. Aug. Fischer in seinen Reisebriefen aus dem westlichen Frankreich – „wie eine große Familie in der vollkommensten Gleichheit und Einigkeit. Die Männer treiben den Fischfang, die Weiber den Ackerbau; alle Häuser werden hier gemeinschaftlich gebaut, und alle Grundstücke mit einer Schürze ausgemessen; niemand schließt seine Tür." In ihrer sozialen Abgeschlossenheit nehmen die bretonischen Fischer freilich keine Sonderstellung ein. Ihre Berufsgenossen im Küstengebiet von Nizza – so berichtet Johann George Sulzer im Jahre 1780 – machen einen besonderen Stamm aus, aus dem ihre Kinder nicht herausheiraten. Dabei ist es bis zum heutigen Tage auch anderwärts geblieben: an der flämischen Küste, auf der Ilha Terceira (Azoren), bei den poveiros an der nordportugiesischen Küste, wo es schon als Schande gilt, wenn sich ein Mädchen der gente do mar mit einem Burschen der gente da terra in ein Gespräch einläßt, wie auch bei den Fischern von Ibiza, deren äußere Erscheinung, Lebensweise und gesellige Unterhaltungen völlig von denen der benachbarten Bauern abweichen. Wie auf einer Insel unter sich lebten auch die Waldschmiede des Jura und die Waldarbeiter der Bretagne.

Wenn wir von einem archaischen Zug der romanischen Volkskultur gesprochen haben, so dürfen darüber die S t r ö m u n g e n  d e s  A u s g l e i c h s, insonderheit die d e r  n e u e r e n  Z e i t, nicht übersehen werden. Das Bild, das uns Reisende vor über hundert Jahren von dem südlichen Frankreich entworfen haben, hat manche, freilich nicht durchgreifende Änderungen erfahren. Auf den sonst so altertümlichen Balearen war schon zu Erzherzog Salvators Zeiten jede Spur der Nationaltracht verlorengegangen (im Gegensatz zu Ibiza, wo wir ihre Geschichte bis in die neueste Zeit hinein verfolgen können). Selbst in so entlegenen Gebieten wie dem asturischen Gebirgsland oder Kalabrien beginnt die Dreschmaschine (hier zunächst auf den Gütern) einzudringen und uralte Arbeitsverfahren zu verdrängen. Gewöhnlich eilt ein Wechsel in der geistigen Einstellung dem Wandel der gegenständlichen Formen und Arbeitsverfahren voraus. Heimatschriftsteller von der Art eines Henry Bordeaux, J. Giono oder René Bazin in Frankreich (dieser in besonderem Hinblick auf die Landflucht), eines Pereda und Palacio Valdés („Das verlorene Dorf") in Spanien haben die Auswirkungen dieser geistigen und wirtschaftlichen Umstellung klar herausgestellt.

Die Vielgestaltigkeit der Erscheinungen im Raum führt zu der Frage nach ihrer geographischen Begrenzung und der Erklärung des s a c h g e o g r a p h i s c h e n  B i l d e s. Freilich steht die romanistische Forschung auf diesem Gebiete erst in ihren Anfängen. Der Verfasser der Géographie humaine de la France hatte ganz recht, als er hervorhob, daß man über die Verbreitung der einzelnen Kulturformen in Afrika und in der Südsee besser Bescheid wisse als über die kulturelle Gliederung Frankreichs. Von anerkennenswerten Einzelversuchen auf französischem Boden (Brunhes, Dauzat, van Gennep) abgesehen, hat neuerdings das großartige Unternehmen des „Sprach- und Sachatlas

Italiens und der Südschweiz" den Blick für die Bedeutung dieser Fragen geschärft. Versuche dieser Art in Spanien sind mangels planmäßig durchgeführter Erhebungen an der Oberfläche geblieben. Der vielseitige Stoff, den die portugiesische Forschung bietet, wird durch die groß angelegte „Etnografia Portuguesa" von J. Leite de Vasconcelos zum erstenmal eine Ordnung erfahren.

Für die Verhältnisse in vergangener Zeit bieten die Schilderungen fremder Reisender manche Aufklärung und Wegweisung. Männer wie W. von Humboldt („Tagebuch der Reise nach Spanien 1799—1800"; „Tagebuch der baskischen Reise 1801") und E. M. Arndt („Reisen durch einen Theil Teutschlands, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799", Leipzig 1801 bis 1803) hatten einen scharfen Blick für die landschaftlichen Eigenheiten des romanischen Volkstums. Was E. M. Arndt über die Charaktergegensätze der Bewohner von Florenz, Pisa-Lucca und Genua, über den Wechsel des Landschafts- und des Kulturbildes bei dem Übergang von Bologna nach Florenz ausspricht, wird noch übertroffen durch seine Ausführungen über die Kulturgrenzen des südlichen und nördlichen Frankreich. Was sich die heutige Forschung erst wieder zu erarbeiten beginnt, ist schon von E. M. Arndt in großen Zügen skizziert worden: „Von Aix bis Lyon hin sind auch die Häuser und die Einrichtung der kleinen Wirtschaft noch ganz südlich. Die Häuser sind größtenteils licht und freundlich wie dieser Himmel, mit Ziegeln, selten mit Schindeln und Stroh gedeckt, und bis ans Dach aus Sandstein gemauert, unten meist mit Fenstern, im oberen Stock statt der Fenster bloße Luken gegen den Regen; die Dächer flach. Eine Stunde hinter Villefranche verwandelt sich alles, und jedes Haus sagt schon, man habe nun schon nördliches Frankreich, so verändert ist alles. Die Häuser mit den flachen Dächern verschwinden plötzlich, und mit den Luken statt der Fenster; statt der massiven gemauerten Wände sieht man bekalchte, und aus den Ziegeldächern werden strohene. Die Art des Südens, das Korn auf der Diele oder Tenne sogleich auszudreschen, und das Stroh dann in großen Miethen unter freiem Himmel aufzuthürmen, ist auch vorbei, und man sieht bei den Häusern wieder große Scheunen. Je mehr man sich Mâcon, dem Ziel unserer Tagesreise, nähert, destomehr ebnet sich das Land. Rechts sieht man keine Weinberge mehr, aber dafür eine weite Ebne, die bis an die Thore von Genf beinah fortläuft, und das Land La Bresse, das fruchtbarste Kornländchen zwischen der Rhône und Saône, macht."

Die Forschungen der Gegenwart, die gerade im Saônegebiet dank der Tatkraft G. Jeantons weit vorgetragen worden sind, haben die Angaben E. M. Arndts voll und ganz bestätigt: im Raume der unteren Saône heben sich die Mundarten (langue d'oc und langue d'oïl), die Stileigenheiten der Bauernhäuser (mittelmeerländische flache Hohlziegeldächer; mittägliche Galerie), die Formen der Kirchtürme (quadratische Campanileform im Süden, Spitzform im Norden), ebenso wie die Formen der Rechtspflege scharf voneinander ab. Im Raume des Zentralmassivs scheint einer starken mundartlichen Gliederung mit offenkundig südfranzösischem Gepräge auch eine starke Verschiedenartigkeit der Kulturformen (jedenfalls des Bauernhauses) zu entsprechen. Der tiefgreifende Unterschied zwischen der Kultur des französischen Nordens und des mittelmeerländischen Südens läßt sich an zahlreichen Einzelzügen aufzeigen.

Im Hinblick auf Flureinteilung und Ackerform zerfällt Frankreich in zwei klar geschiedene Teile: einen südlichen mit willkürlicher Anordnung und gewöhnlich unregelmäßigen Flächen („ähnlich einem alten, geflickten Kleid") und einen nördlichen mit regelmäßigen Formen, langen Streifen („von harmonischer, architektonischer Geschlossenheit"), Gewannfluren. Dabei fällt die Nordgrenze nicht mit der geographischen, mediterranen zusammen. Die Grenze liegt vielmehr – an der Loire! – Dem „römischen" Pflug des Südens araire = lat. aratrum, der sich bis in die Neuzeit in räumlicher



Abb. 55. Schäferhütte in der Serra da Estrêla (Portugal)

Verbindung mit der Apenninen- und Pyrenäenhalbinsel bis in den Raum des Périgord und der Auvergne hinauf erhalten hat, steht in Nordfrankreich der vollkommenere Räderpflug gegenüber, der hier mit dem Einbruch der Franken bodenständig wurde, den alten Holzpflug verdrängte und seinem charakteristischen Kennzeichen entsprechend die Bezeichnung la charrue (= carruca) erhielt. – Ganz römisch, wenn auch auf einer älteren Überlieferung beruhend, ist die an der Feuerstätte des südfranzösischen Bauernhauses gebräuchliche Kesselkette, die aus einer Reihe ineinandergreifender Eisenringe und einer Eisenstange zum Einhängen des Kessels besteht. Dieselbe Form ist allgemein auf der Pyrenäen- und der Apenninenhalbinsel, auch noch weit in Alpenländern verbreitet, im nördlichen Frankreich aber bis Lothringen und in den Mâconnais hinein, in der bürgerlichen Küche gelegentlich weiter, durch den vollkommeneren Typus der noch heute in Norddeutschland und Belgien in kunstvollen Spielarten verbreiteten Zahnstange verdrängt worden. – Auf eine alte Umschichtung, die wiederum auf die Kulturberührung mit Deutschland zurückführt, weisen auch die Formen der Bienenwohnung. Während das südliche Frankreich, vielfach in urtümlicher, auch durch die Benennung klar gekennzeichneter Weise den alten Klotzstülperoder Rindenstülperbetrieb bewahrt oder fortgesetzt hat, ist in Nordfrankreich die alte rusca-Form, d. h. Rinde(nbehälter), franz. ruche, durch das in Deutschland so weit verbreitete System des Strohkorbes (daher auch öfter Bezeichnungen wie panier „Korb“) abgelöst worden. Auch die nördlichen Alpenländer sind von diesem Einfluß teilweise erfaßt worden. In der mittelmeerländischen Romania hingegen fehlt davon jedwede Spur. – Als letztes Beispiel mögen die Typen der Windmühle dienen, die in Flandern sowohl wie aus verschiedenen Gebieten des südlichen Frankreich seit dem 14. Jahrhundert bezeugt sind, in einzelnen Strichen der Romania (an der atlantischen Küste Portugals, in der Mancha, auf den



Abb. 56. Lagartera (Toledo, Spanien)



Abb. 57.
Bretoninnen mit ihren charakteristischen Hauben

Balearen, auch in Südfrankreich, in der Wetterecke der Bretagne usw.) eine große Verbreitung fanden, neuerdings aber stark zurückgehen. Auf dem östlichen Höhenrücken der Sierra Arrabida (südlich von Lissabon) standen ehemals 17 Windmühlen, auf dem westlichen 33! Heute sind sie alle im Verfall begriffen. Nur noch alte Stiche zeigen uns die malerischen Windmühlen auf den Hügeln von Lissabon, auf dem Montmartre in Paris und dem Monte Nero bei Livorno. Einem ausgesprochen mittelmeerländischen Typus (zylindrischer Unterbau aus Stein, drehbare Kappe aus Stroh, Holz), den man von der atlantischen Küste über den Süden der Pyrenäenhalbinsel, die Balearen und Pityusen bis nach Griechenland und die Türkei hinüber verfolgen kann, der auch überall im südlichen Frankreich bis zum Mâconnais hinauf verbreitet war, steht in weiten Gebieten Nordfrankreichs ein ganz anderer Typus (die auf einem Grundgestell drehbare viereckige, sog. Bockwindmühle aus Holz) gegenüber, die man vom Herzen Frankreichs über Belgien weiter verfolgen kann, und die bekanntlich in Deutschland weit verbreitet ist. An der Form der Flügel lassen sich bemerkenswerte Unterschiede feststellen, im westlichen Mittelmeergebiet außerordentlich einfache Konstruktionen.

Wenn man auch manche Unterschiede im Kulturgepräge des nördlichen und südlichen Frankreich leicht durch die verschiedenartigen klimatischen Voraussetzungen erklären kann (Anlage der Tenne; Schoberung im Freien oder in gedeckten Räumen), so ergeben sich andererseits in dem Sondergepräge des nördlichen Frankreich zahlreiche Züge, die nur auf der Kulturberührung mit dem benachbarten Deutschland, d. h. auf den Einströmen beruhen können, die von hier aus über die historische Schwelle an der Nordsee in das nördliche Frankreich stattgefunden haben, und von denen man einzelne auf die Zeit des fränkischen Einbruchs zurückführen darf. Der kulturellen Prägung, die Nordfrankreich von dieser Seite aus erfahren hat, entsprechen andere bedeutsame historische Zeugnisse: die Verbreitung der altfränkischen Siedlungsnamen im nordfranzösischen Raum bis zur Loire hin und die Herausgliederung des nordfranzösischen Sprachgebiets, die auf derselben Grundlage und innerhalb desselben geographischen Rahmens erfolgte. Nach der Seite der Siedlungsform und der Gehöftanlage dürfen wir von der im Zuge befindlichen Veröffentlichung A. Helboks in größerem Zusammenhange wichtige Aufschlüsse erwarten.

Innerhalb des französischen Raums heben sich als alte ethnische Substrate heraus: Im äußersten Nordwesten die keltische Bretagne (frühzeitig neu von Inselkelten besiedelt), deren eigenständige Prägung in Volkscharakter, Sprache, Kultur und Brauchtum bis heute erhalten geblieben ist. Im Bereiche des Nordmeers die Normandie, die früh von dem nordischen Gegengestade einen Einstrom empfing, der in der Zusammenballung zahlreicher Ortsnamen nordgermanischer Herkunft in dem unsern schleswig-holsteinischen und südenglischen Landschaften auch natürlich

verwandten Küstengebiet und viel mehr noch in der rassischen und charaktermäßigen Formung seiner wagemutigen, unternehmungslustigen Bewohner und in der Gestaltung seiner Kultur und Kunst einen tiefgehenden Einfluß hinterlassen hat; die Verbreitung des Bauernhauses im Herzen der alten historischen Landschaft deckt sich nahezu mit der größten Häufigkeit der Ortsnamen nordischer Herkunft (Appetot „Apfelgarten", Ecquetot „Eichengarten", zu anord. topt, dänisch toft = „Stück Land bei einem Haus"; Bouquelon „Buchenwald", zu anord. lundr „Hain", usw.).

In der Südwestecke und nach Spanien hinübergreifend das Baskenland, altes Iberertum, das ehemals in Südwestfrankreich viel weiter ausstrahlte (wovon noch heute die sprachliche Sonderstellung der romanischen Gascogne deutlich Zeugnis ablegt), und das in Lebensformen und Brauchtum durchaus eigenständige, im Ausdruck der Kultur oft auch dem übrigen Pyrenäenraum noch anhaftende altartige Züge bewahrt hat. Im Südosten schließlich, rein länderkundlich seinem ganzen Wesen nach ein Teil des südwestlichen Deutschland, das Elsaß und anschließend Lothringen, sprachlich und kulturell mit der anderen Seite der rheinischen Senke verbunden, alter deutscher Volksboden.

Das völkische, sprachliche und kulturelle Gesicht Frankreichs ist tiefgehend von Germanien her bestimmt worden. Der Mittelmeerraum hat die Einwirkung des Islams erfahren: am stärksten Nordafrika, wo die Überlebsel einer starken römischen Zivilisation endgültig unter dem Ansturm der Araber (7. Jahrhundert) zugrunde gingen; in beträchtlichem Maße die Iberische Halbinsel, deren geistiges und kulturelles Schicksal sieben Jahrhunderte hindurch vom Islam bestimmt wurde; tiefgreifend auch die Insel Sizilien, die in kurzer Zeitspanne (ab 827), vom nordöstlichen Zipfel abgesehen, mit mohammedanischen Gesetzen, arabischer Sitte und arabischer Sprache durchsetzt und erst nach Beseitigung einer bald drei Jahrhunderte währenden Araberherrschaft, die sich auch in Unternehmungen nach dem benachbarten Festland auswirkte, dem Romanentum wiedergewonnen wurde. Südfrankreich ist dem Geschick, ein zweites Andalusien zu werden, entgangen.

Auf der Iberischen Halbinsel haben das Vordringen der Araber und die dadurch ausgelöste Gegenbewegung der reconquista die Aufgliederung in drei große Sprachräume, entsprechend dem Ablauf dieser Gegenbewegung in charakteristischer Nord-Südrichtung bedingt: den katalanisch-valenzianischen im Osten, den kastilischen im Zentrum und den galicisch-portugiesischen im Westen.

Namen von Landschaften, Siedlungen und Gemeinden (in Lissabon gibt es einen Bezirk Alfama und Alcantara; in Coimbra die Almedina) geben in ihrer räumlichen und zahlenmäßigen Verbreitung ein gutes Bild von der Ausstrahlung und Tiefenwirkung der arabischen Besiedlung. Alte Kerngebiete der arabischen Kultur sind noch heute durch den starken Einschlag von Ortsnamen arabischen Gepräges gekennzeichnet: in Spanien Andalusien, vor allem die Randgebiete; in Portugal, nach den aufschlußreichen Erhebungen von H. Lautensach, vor allem Nordestremadura und Algarve, wo die arabische Gruppe sämtliche andern Ortsnamengruppen beträchtlich übertrifft.

Die Araber brachten wichtige Kulturgewächse ins Land (Zitrone, Johannisbrotbaum, Zuckerrohr, Banane, wahrscheinlich auch den Reis und die Apfelsine) und nahmen – wie auch auf Sizilien – an der Entfaltung zahlreicher Zweige der Kultur, insonderheit solcher ausgesprochen mittelmeerländischen Charakters, einen wesentlichen Anteil. Das läßt sich deutlich an dem starken sprachlichen

Einschlag auf diesen Gebieten erkennen. Dazu gehören die Verbreitung und der Ausbau der künstlichen Bewässerung, der verschiedenen Wasserhebevorrichtungen. Arabisch sind die Bezeichnungen für Öl, Olive und Olivenblüte, für die Ölmühle und Ölquetsche, zahlreiche Bestandteile derselben, dazugehörige Gefäße und Maßbezeichnungen, während man nichts dergleichen in der Terminologie der Weinkultur vorfindet. Die arabische Art der Aufbewahrung des Getreides in Nischen und Gruben wirkte als Vorbild; daher arabische Bezeichnungen für Kornbehälter bis an den Rand der Hochpyrenäen wie auch für Kornmaße. Bezeichnungen des Töpfers, des Ziegelbrenners, mancher Tongefäße und charakteristischer Erzeugnisse der Ziegelei bekunden den Anteil der Araber und ihrer Nachfahren an diesen Zweigen gewerblicher Arbeit. Auch für die Ausrüstung des im Transportwesen des Mediterraneums so wichtigen Saumtiers müssen die Araber Vorbilder geliefert haben.

Auf afrikanische und orientalische Züge im äußersten Süden der Halbinseln haben unsere Reiseschriftsteller oft hingewiesen. „In Sevilla" – so berichtete Chr. Aug. Fischer 1802 in seinen Reiseabenteuern – „fand ich alles noch südlicher, fast möchte ich sagen afrikanischer. Die engen labyrinthischen Straßen, die platten Dächer, die kleinen sparsamen Fenster ...", und über Manduria in Apulien schrieb Ferd. Gregorovius: „Es ist eine Stadt von orientalischem Ansehen: die Häuser sind würfelförmig, mit platten Dächern; die Straßen enge und entsetzlich unsauber. Der Eindruck des Orientalischen, welchen Land, Volk und Bauart der Stadt machen, wurde durch die kaum erträgliche Sonnenglut und deren heftigen Reflex von den weißen Wänden der Häuser verstärkt." Wenn auch ein Gesamtüberblick über die Hausbauformen der südlichen Romania in Beziehung zu denen des anderen Kontinents heute noch nicht möglich ist, so sind doch weitgehende Übereinstimmungen offenkundig. Der arabische Hausbau hat manche Spuren in der Terminologie hinterlassen (alcova, zaguán – saguão, tabique, adobe, alacena, azotea – açoteia), die aber nicht auf den Süden beschränkt sind. Darüber hinaus ergeben sich zahlreiche sachliche Übereinstimmungen. „In der selbstbewußten Abschließung des Heimes gegen die Außenwelt und in der maßvoll belebten Ruhe seiner inneren Ausgestaltung ist die auf weltverachtende Verinnerlichung und sinnlich-beschaulichen Daseinsgenuß gerichtete Lebensauffassung des Mohammedaners zu treffendstem Ausdruck gebracht" (Jürgens). Daher das Fehlen oder die weitgehende Beschränkung in der Anlage von Fenstern und Öffnungen nach außen, die Betonung und Gestaltung des Innenhofes (patio) mit seinen Zisternen und Wasserbecken, oft der eigentliche Hauptraum des ganzen Hauses, die einfache Ausstattung der Räumlichkeiten, das Fehlen einer Herdstelle im Innern, wie es einem Leben und häuslichen Verrichtungen, die sich meistens im Freien abspielen, durchaus gemäß ist. Das Kastenhaus, in seiner einfachsten Form ein etwa 2,50 m hoher Würfel mit einem einzigen oder aufgeteiltem Innenraum, Terrassendach, weißem Anstrich, ohne Feuerstätte im Innern und ohne Fenster, das den Grundtypus der altheimischen Hausformen der Pityusen bildet, in mannigfachen Spielarten dort und in anderen Teilen der südlichen Küstengebiete (auf der Pyrenäenhalbinsel in Algarve – Nordostcádiz – Granada, insbesondere in der Alpujarras, Almería, in Italien in Apulien) bezeugt, findet sein Gegenstück bei den Kastenhausformen Nordafrikas. Das Terrassendach, zu dem sich, bei Häusern mit Herdanlage im Innern, Rauchabzüge von den primitivsten Formen (Rauchloch mit Windschutz) bis zu hoch aufragenden, mannigfach stilisierten Schäften hinzugesellen, ist in Übereinstimmung mit Nordafrika in weiten Gebieten der südlichsten Pyrenäenhalbinsel, auf den Pityusen, vereinzelt auf Sizilien, in geschlossener Zone im südlichen Apulien, auch sonst im südlichen Italien nachgewiesen worden.

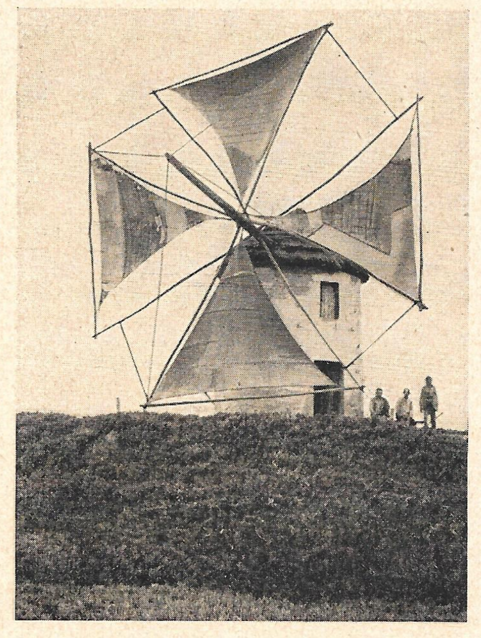


Abb. 58. Portugiesische Windmühle

Die Verwendung luftgetrockneter Ziegel ist, unter gleichen Bedingungen wie in Afrika, eine auf der Iberischen Halbinsel (zugleich mit der arabischen Bezeichnung adobe), in Kalabrien und auf Sardinien zonenweise weit verbreitete Erscheinung.

Ungeheuer stark und bis heute wirksam ist der Niederschlag, den die Araberherrschaft in der Phraseologie, in dem Volksglauben und in der Literatur der iberoromanischen Völker hinterlassen hat: unter einem moro versteht man einen Heiden schlechthin, ein noch nicht getauftes Kind, auch „nicht getauften" Wein; princesas moras und mouras encantadas tauchen überall an Quellen und Berggipfeln auf; maurische Könige nahmen an Prozessionen teil; der Moriskentanz ist weit über die Pyrenäenhalbinsel in zahlreichen Spielarten verbreitet; in Nordportugal meint man, daß auch die Mauren des Maurenlandes das St. Johannisfest feiern. Interessant ist, daß auch in Gesten (als Ausdruck der Verneinung ist das Hochwerfen des Kopfes und gleichzeitiges Zungenschnalzen in Andalusien und Süditalien in Übereinstimmung mit dem vorderen Orient üblich), in Grußformeln (span. a la paz de Dios = arab. salâm alaikum), in Flüchen (das berühmte span. carajo! beruht auf einer Nachahmung des arab. zubbak „Penis"; ähnlich in Süditalien) und sonstigen Formeln (bei Ausdruck eines Vorhabens im span. si Dios quiere, port. se Deus quiser „so Gott will", als Ausdruck eines gewissen Fatalismus, dem arabischen Ausdruck entsprechend) die ehemalige Berührung mit der islamischen Welt noch heute alltäglich spürbar ist. Auch in der seelischen Veranlagung des Spaniers will man rassische Züge der Orientalen wieder erkennen.

Die Hausbauforschung auf romanischem Gebiete hat sich ziemlich ungleichmäßig entwickelt. Die wenigsten Teilgebiete sind genauer bekannt, die meisten von der Forschung kaum berührt worden. Ein Gesamtüberblick läßt stark ausgeprägte und tiefliegende Gegensätze in der geographischen Verteilung der Haustypen erkennen. Das Bild ländlicher Baukultur Frankreichs ist von einer großen Mannigfaltigkeit, vergleichbar der sprachlichen Vielgestaltigkeit des Landes; nicht weniger stark ausgeprägt ist die geschichtlich und landschaftlich bedingte Vielheit der Formen, die im Bereiche der südlichen Halbinseln zutage tritt. Was dabei an Urformen menschlicher Bau- und Wohnweise noch in der Gegenwart fortlebt, ist beträchtlich. Höhlenwohnungen, ganze Höhlenstädte sind, säuberlich hergerichtet, im südlichen Spanien (Provinz Almeria, Sierra de Guadix usw.), auf Sizilien, Sardinien und in Süditalien wie in Nordafrika zu finden. Die „Zipfelmützenhäuser" in Apulien (trulli von Alberobello usw.) sind Zeugen vorgeschichtlicher Bauart, urverwandt mit den in weiterem Umkreis nachgewiesenen Hirtenhütten aus Trockenmauerwerk mit kreisförmigem Unterbau und anschließendem Kuppel- oder mehr konisch zugespitztem Steindach. Die strohgedeckten

Fischerhäuser, die man am Atlantik, in nahe verwandten, urtümlichen oder weiter entwickelten Formen auch im Küstengebiet des Mittelmeers (barraca von Valencia, cabano der Camargue) und der Adria vorfindet, sind aus einfachen zeltartigen Dachhütten herausgewachsen. Und unter den Gebirgshäusern der südlichen Romania lebt bis zum heutigen Tage ein Typus des strohgedeckten Einheitshauses fort, der inselartig in den französischen Hochalpen, im Gebirgsstock Mittelfrankreichs, in den Pyrenäen und in Nordwestspanien erhalten, im Bilde der Gegenwart in beträchtlicher Ausdehnung eine Schicht uralter, offensichtlich vorrömischer Hausbauformen erkennen läßt.

Der gesellschaftliche Mittelpunkt des Hauses und der Mittelpunkt der häuslichen Arbeit ist die Feuerstätte. Es gibt vollkommenere Typen, gekennzeichnet durch größeren Raumumfang, Ausbau des Rauchabzugs (die cheminée française hat als chimenea francesa auf der Iberischen Halbinsel Fuß gefaßt), Erhöhung und schärfere Abgrenzung des eigentlichen Feuerplatzes, Herrichtung und Ausstattung im einzelnen. Einfachere Anlagen sind entsprechend den günstigeren klimatischen Bedingungen für die südlichen Gebiete kennzeichnend.

Je nach den landschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen ergibt sich so eine Vielheit von Formen. Die Küche des Bauerngehöftes im Alentejo zeigt ein ganz anderes Gepräge als die Feuerstätte im Gebirgshaus der Traz os Montes, die Feuerstätte der Provence wiederum ein ganz anderes Aussehen als die des benachbarten Piemont. Selbst in kleinem Umkreis kann man bedeutsame Unterschiede von Landschaft zu Landschaft feststellen. Trotzdem sind die gemeinsamen Grundzüge und die ursprünglichen Übereinstimmungen, soweit nicht eine völlige Modernisierung stattgefunden hat, deutlich erkennbar. Die Feuerstelle des romanischen Bauernhauses ist ebenerdig. Sie bildet den wesentlichen Teil eines größeren Raumes (der Küche), zugleich den Mittelpunkt des häuslichen



Abb. 59. Charrada-Tanz in Villares de la Reina (Salamanca, Spanien)

Lebens; am offenen Herdfeuer wird gekocht; es spendet Licht, Wärme (Leop. Ant. Kaufhold: „Sie wärmen sich am Kamine, wo man von vorne verbrennt und von hinten erfriert") und Rauch. Dieser entweicht frei durch den oberen Raum (als selbständiges Geschoß trägt er deshalb in den französischen Pyrenäen die charakteristische Bezeichnung humarau = Rauchboden), durch Rauchluken im Dach oder in den Mauern, oder durch die offengehaltene Tür. An der Feuerstätte ißt man. In den südlichen Ländern legt man sich hier auch abends auf Matten zum Schlafen nieder (auf den Azoren ist larada = Platz um den lar, d. h. die Herdstelle, und Schlafstelle gleichbedeutend), in anderen Gegenden in den Betten, die in demselben Raum ihren Standort haben, jetzt freilich mehr und mehr in einem abgeteilten Nebenraum untergebracht werden. Vielfach ist mit dem Herdraum der Backofen unmittelbar verbunden, das Backgerät ebendort aufgestellt. Dieser alte Zustand ist noch in vielen Gegenden bis heute rein bewahrt, auch sprachlich in den verschiedensten Gebieten festgehalten, indem der Herdraum als Urzelle und Mittelpunkt des Wohnbaus kurzweg als Haus (wie in Mitteldeutschland und Teilen Oberdeutschlands) bezeichnet wird: domu auf Sardinien, casa in spanischem und portugiesischem Gebiet, maison in verschiedenen Gegenden Frankreichs, casa, ca, Hus, Hütte im Alpengebiet. Die weitverbreitete Bezeichnung focus, das auch Herdstelle, Herdraum bedeutet, für Wohnhaus schlechthin (man zählt noch heute in Portugal nach fogos, in Katalonien nach focs) kennzeichnet klar den Wohnbau als Einfeuerhaus.

Die Feuerstätte ist der heiligste Ort im Hause. Mit dem Herdscheit und der Glut ist das Geschick des Menschen verbunden. Ein katalanisches Sprichwort sagt: Bona brasa, bon tió, bona sort que Deu ens do „Gute Glut, guten Brennscheit, ein gutes Geschick spende uns Gott", und ein galicischer Hausspruch lautet:

| | |
|---|---|
| Bendecide Señor nosa casa e noso fogar | Segne, Herr, unser Haus und unsern Herd |
| E mantede pra sempre encendida | Und lasse immer brennen |
| A fogueira do esprito da vida | Das Feuer des Geistes im Leben |
| E a braseira do lume no lar. | Und die Glut des Feuers am Herd. |

Nur die Bäuerin, die ein gutes Herdfeuer zu unterhalten vermag, gilt als gute Hausfrau. Das Herdfeuer darf nicht verlöschen (Sardinien, Katalonien, Portugal, Pays des Mauges im westlichen Frankreich). Geschieht es wider Willen, so holt man sich Glut im Hause des Nachbarn (Portugal) oder des Ortsvorstandes, der gehalten ist, für ewiges Feuer zu sorgen, und der von der Leihgabe auch seine Feinde nicht ausschließen darf (Katalonien). Allzumal der Weihnachtsscheit muß lange brennen. In der Gascogne wird das Feuer angezündet und schnell zum Auflodern gebracht, wenn die am Kamin abgehaltenen Verlöbnisbesprechungen zu einem Abschluß geführt haben. Am Herde empfängt man Gäste und ißt man. Der Herd ist auch der Ort der geselligen Zusammenkünfte (auf Sardinien heißen die Märchen, die man hier an Winterabenden erzählt, geradezu konto de fokile, d. h. Herderzählungen). An der Feuerstätte übernimmt die junge Ehefrau ihre Pflichten, hier schenkt die Mutter dem Kind das Leben (Sardinien, Sanabria), hier werden die Toten aufgebahrt und das Totenmahl eingenommen. Die Kesselkette ist der Herr des Hauses: lou cremalh ei lou mèste de la maisou (südfranzösisches Sprichwort). Die symbolische Besitzergreifung des Hauses durch Berühren und Aufhängen der Kesselkette ist in Frankreich noch bis in die Neuzeit hinein aus dem Südwesten bezeugt, als historische Erinnerung in vielen anderen Gegenden in der Redensart pendre la crémaillère (wörtlich: die Kesselkette aufhängen) lebendig,



Abb. 60. Stierkampf in Spanien

bis Belgien hin, von wo aus wir Anschluß an die in Niederdeutschland bekannten Bräuche der Besitzübernahme gewinnen. Weissagungen aus dem Feuer, Verbote, in das Feuer zu spucken, Haare, Brot oder Salz zu werfen (Al foc no hi tiris sal, que et sortirà mal, katalan. Sprichwort), andererseits wieder das Geheiß, Salz über das Feuer zu streuen, um Furcht zu verscheuchen, frisch gewaschene Wäsche über das Herdfeuer zu halten (um sie auszuräuchern) und viele andere Bräuche berühren sich mit bekanntem, weit verbreitetem Feuerkult.

Besondere Kraft geht von dem Feuer aus, das am Vorabend des Weihnachtsfestes auf dem offenen Herde angezündet wird. In Portugal spricht man von dem lume novo, wie auch die Feuerstelle selbst neu hergerichtet werden muß. Dieses neue Feuer spendet ein angezündeter Baumstamm — im leonesisch-galicischen Bergland geradezu tizon do lume novo geheißen —, den man tagelang, womöglich bis zum Dreikönigstag hütet und pflegt. Das Anzünden des Weihnachtsscheites ist auch in den anderen romanischen Ländern weit verbreitet, der Brauch landschaftlich mit mannigfachen Einzelzügen behaftet. In der klassischen Weihnachtsszene in Mistrals Mirèio beschwört der Hausvater das Heilige Feuer, ihm Lämmer, Ferkel, Kälber und einen guten Nachwuchs zu schenken. Weit verbreitet ist die Sitte, den Weihnachtsscheit, oft unter Segensprüchen und Zauberzeichen, mit Wein, Wasser, Salz oder Öl zu begießen, wogegen schon im 6. Jahrhundert

ein Kirchenfürst Einspruch erhob (in foco super truncum frugem et vinum effundere). Mit ihr ist der Glaube an die Bedeutsamkeit der aufsprühenden Funken, die Heilkraft, den Schutz und die Fruchtbarkeit der Brandreste verbunden. Sie heilen Krankheiten, schützen gegen die Gefahren des Hagels und Gewitters, bringen Feld, Weinberg und Gärten Segen und mehren das Vieh. Wer ein Stück davon aufbewahrt, kann mit Glück und Wohlstand während des ganzen Jahres rechnen, der Tote, der es im Sarge mit sich führt, auf die in ihm liegende Kraft vertrauen. Den Kindern spendet der Weihnachtsscheit gleichfalls Segen, Leckereien und Spielzeuge, die, sobald sie mit einem Stock darauf klopfen, aus seinem Innern herausfallen (tió, tió, caga torró singen die Kinder in Katalonien „Weihnachtsscheit, Weihnachtsscheit, spucke deine Gaben weit"), oder die sie nach dem Kommen des Christkindes in einem Schuh am Herde vorfinden.

Segenskraft und Fruchtbarkeit erwartet man auch von dem Weihnachtsfeuer, das man im Freien (auf dem Dorfplatz, einer Straße, dem Vorplatz der Kirche, in Südwestfrankreich auf den Bergen) aufflammen läßt. Der Brauch begegnet in verschiedenen Teilen Frankreichs (Normandie, Franche-Comté, Gascogne), scheint aber im Süden (Unteritalien, Sardinien, Katalonien, Portugal) stärker verbreitet zu sein. In der Franche Comté ruft man angesichts des flammenden Feuers Bon an, reviens, du pain, du vin!; die Brandreste der Strohfackeln, die man an dem offenen Weihnachtsfeuer entzündet, werden auf den Feldern niedergelegt, in der Champagne die brennenden Fackeln selbst über die Felder getragen. Im Neapolitanischen (Montoro) wird die Asche des fucalorio verteilt, in einer anderen Gegend (Baiano) die Asche, die der zu Ehren von St. Stephan am 25. Dezember angezündete Maibaum maio (!) abgibt, verkauft; in Coimbra sucht sich jeder ein Stück Kohle der fogueira zu sichern.

In den oberitalienischen Alpen werden Wacholderzweige verbrannt.

Zu der Ausstattung der Feuerstätte gehören gewöhnlich die Kesselkette, zu der sich in größeren Hauswirtschaften ein drehbarer Herdgalgen gesellt, die Steine oder eisernen Feuerböcke zum Auflegen der Brennscheite, in weiter entwickelter Form mit Vorrichtungen zum Auflegen des Bratspießes und sonstigen Verzierungen, ein Mauerschutz in Form einer senkrechten Steinplatte (später einer Metallplatte, in besseren Häusern mit kunstvoller Ausgestaltung), verschiedene Herdgeräte wie Feuerzange, Blasebalg, Fächer oder Blasrohre zum Beleben des Feuers, ein eiserner Dreifuß, an seiner Stelle hier und da noch ein Steinlager (wie im Gebrauch der Hirten) zum Aufstellen der Pfannen, über der Feuerstelle Räucher- und Trockenvorrichtungen in Form von Geflechten oder gatterartigen Gestellen (für Fleischwaren, Brennholz, Kastanien) und unmittelbar an die Feuerstelle herangerückt die Sitzgelegenheiten, Hocker und niedrige Bänke, um die Wärme recht gründlich aufzufangen, vielfach auch Kastenbänke, zugleich als Salztruhen dienend, mit hohen Seiten- und Rückenlehnen, um die Wärme am Herde zu halten und den Hausvater gegen Zugluft zu schützen.

Das Altmobiliar des deutschen Bauernhauses betrachtet man als „gesunkenes Kulturgut", vielfach schon dem Gebrauche entschwindend, museumhaften Charakters. Die entsprechenden Stücke oder Vorrichtungen des alten Bauernhauses der Romania spiegeln eine ältere Zeit, jene Stufe, auf der „man das eigentliche bewegliche Möbelstück im heutigen Sinne noch nicht kannte, alle Teile des Hausrats fest mit dem Hause verbunden waren". So findet man noch weit verbreitet als Tisch den Klapptisch, eine Holztafel, die man für das Einnehmen der Mahlzeit von der Wand oder von dem Rücken der Herdbank nach vorn herunterschlägt, soweit man nicht einfach aus der



Abb. 61. Aragonese trinkt aus dem Weinbeutel (Provinz Zaragoza, Spanien)

Hand ißt oder zum Abstellen der Näpfe einen niedrigen Hocker oder die obere Schale des Feuerbocks benutzt; als Sitzgelegenheit die feste Bank, hier und da noch ein Steinpodest (wie in der Hirtenhütte) oder ein festes Holzgerüst, soweit man nicht (wie es die Hausfrau gern tut) das Essen an der Herdstelle im Stehen zu sich nimmt; als Bett eine wandfeste Pritsche oder das mit der Wand verbundene Kastenbett, dessen provinzialfranzösische Schmuckformen nicht leicht als Vorläufer so urtümliche Schlafvorrichtungen vermuten lassen, wie sie beispielsweise noch in Bauernhäusern der Pyrenäen, Spanisch-Galiciens oder Nordportugals vorkommen; an Stelle des Schrankes schließlich die Truhe in älteren und jüngeren, schlichten und künstlerisch gestalteten Formen (für Brautschatz, Wäsche, Kleidung) oder die Mauernische (offen oder mit einer Holztür verschlossen) zum Abstellen des Küchengeschirrs und anderer kleiner Gebrauchsgegenstände. Andere Mauernischen unmittelbar an der Feuerstätte dienen noch heutigentags in den Pyrenäen zum Abbrennen des Kienspans, im alten Bauernhause Frankreichs nur noch zum Ablegen des Feuerzeugs und sonstiger Kleinigkeiten, im Schweizer Jura wieder als Räucheraltar, auf dem man Wacholderzweige verbrennt, um Krankheiten und Unglück zu verscheuchen.

Was sich an urzeitlichem Gerät und an Behelfen ältester Art im Hausgebrauch der romanischen Völker erhalten hat, kann hier nur stichwortartig aufgeführt werden: Aufhängevorrichtungen in Form natürlicher Asthaken, gekappter Baumstämmchen oder Schlingen aus Weidenholz und dergleichen an vielen Stellen; Leitern in Gestalt von Astgabeln mit eingelegten Sprossen zum Dachdecken in den Pyrenäen oder zum Übersteigen von Mäuerchen in Galicia; Kerbbalken zum Besteigen von Bäumen in der Gascogne, in Katalonien und Portugal, von Strohschobern in Asturien, als Vorläufer der Treppe und Aufgang zu Speichern in der Schweiz (Wallis), zum Obergeschoß des Hauses auf Sardinien; überhaupt die Verwendung der Leiter an Stelle der Treppe; an Tür und Tor die Sperrbalken, Riegel und Wirbel, Holzschlösser und Holzschlüssel vorgeschichtlicher Prägung; im Innern des Hauses, neben so vielem anderen, altartige Formen der Wiege: Holzmulden, Liegevorrichtungen und Ständer aus Korkenrinde, Körbe, in Unteritalien nach altgriechischer Überlieferung Häute mit Hängevorrichtung, wie auch auf Sizilien. Dazu gesellen sich zahlreiche Gefäße, verschieden nach Stoff und Zweck, Form und geographischer Verbreitung, aber jeweils gekennzeichnet durch älteste, oft über das Mittelmeergebiet hinausgreifende archaische Tradition: Gefäße aus gehöhltem Stein (Wein- und Ölbehälter, Oliventröge, Wasch- und Lauggefäße, Freßtröge, Kornmaße, Mörser, Steinlampen); Tongefäße, aus deren Fülle sich neben dem Zuge althergebrachter Technik öfter das Urbild und die Tradition antiker Kunstformen herauslesen läßt; Behälter aus gehöhltem Holz (vgl. S. 118), aus Baumrinde (Laugebehälter in Asturien; Wasserschöpfgefäße, Maßbehälter mit untergesetztem Hautboden in den Pyrenäen), aus Korkeiche in Portugal und anderen Ländern in vielfältiger Verwendung; Gefäße aus Flaschenkürbis

(besonders beliebt als Weinbehälter); die natürlichen Formen des Horns (zum Mitnehmen von Öl und Oliven, als Trinkgefäß, als Melkgefäß usw.); vor allem auch die Tierhäute, die im Zuge allmittelmeerländischer Tradition vielfachen Zwecken nutzbar gemacht werden: als Behälter zum Befördern und Aufbewahren von Wein und Öl, heute noch ganz gewöhnlich auf der Pyrenäenhalbinsel, seltener in Italien, veraltet in Frankreich; im Wallis auch zum Transport von Weintrauben; im Westen der Iberischen Halbinsel als Korn- und Mehlbehälter; ebendort und über das asturisch-kantabrische Bergland bis zu den Pyrenäen hinüber (ältester Überlieferung entsprechend) als Schwinggefäß zum Buttern; auf der Pyrenäenhalbinsel und in den französischen Nachbargebieten in kleiner Form als Weinbeutel zum Mitnehmen und zum Trinken usw.

Älteste Tradition und der Gang der Jahrhunderte spiegeln sich in den vielartigen Beleuchtungsgeräten: den Strohfackeln, die man noch gelegentlich bei Gängen in Hof und Stall, öfter bei festlichen Umzügen ansteckt; den Kienspänen, die noch heute in manchen Rückzugsgebieten unmittelbar neben der Glühbirne in Gebrauch sind (Pyrenäen, Nordwestspanien); den verschiedenen Arten der Kerze; andererseits in primitiven Behältern, die bis in die Gegenwart hinein zur Aufnahme des Brennstoffs benutzt wurden (Steinlampen im Wallis, Nuß- und Apfelsinenschalen in Katalonien, ausgehöhlte Kartoffeln im Vivarais), neben den alten Ton-, Eisen- und Blechschalen, die als Öllämpchen noch heute in manchen Gebieten in Gebrauch sind.

Ein besonderes Hausgerät zum Wiegen des Kindes hat es in der Urzeit nicht gegeben. Man benutzte Gegenstände, die im Haushalt auch noch andere Aufgaben zu erfüllen hatten: Tragkörbe, Tröge und dergleichen. Beide Formen lassen sich in der Romania noch heute nachweisen. Ein Stich aus dem Jahre 1816 zeigt uns eine solche schlichte Korbwiege aus der römischen Campagna, von der Bäuerin auf dem Kopf getragen. Rund vierzig Jahre vorher beobachtete Joh. George Sulzer diesen Brauch an der provenzalischen Küste bei Hyères: „Des Morgens früh sieht man ganze Familien aus der Stadt zur Arbeit auf das Feld gehen. Die Mütter tragen ihre noch säugenden Kinder in der Wiege auf dem Kopfe mit sich, und auf den Abend ziehen sie so wieder in die Stadt". Und Ferd. Gregorovius sah um die Jahrhundertmitte bei einer Wallfahrt in der Campagna von Rom „in einem dieser Züge ein junges Weib daherschreiten, welches auf dem Kopf einen Korb trug, worin ein lachendes Kind lag, die Augen munter aufgetan, wie als freute es sich des schönen Sonnenscheins". Dasselbe Bild noch heute – wie vor 2000 Jahren – in Portugal und Galicia, in den Pyrenäen, in den Alpentälern von Piemont (hier eine Holzwiege) bis zur Lombardei, vor allem auch in Unteritalien, überall zugleich Korbformen einfachster Art.

Der urtümliche Zustand der geschlossenen Hauswirtschaft, bei der jeder Haushalt die für Nahrung und Kleidung notwendigen Arbeiten im wesentlichen selbst verrichtete, auch der Bauer in vieler Hinsicht noch sein eigner Handwerker war, ist in den ländlichen Bezirken der südlichen Romania weit verbreitet; wo Neuerungen auftreten, ist der Zug der alten Zeit noch immer spürbar.



Abb. 62. Enthülsen der gedörrten Kastanien in V. Maggia (Tessin, Schweiz)

Die Volksnahrung, landschaftlich freilich den jeweiligen Bedingungen entsprechend stark abgewandelt, ist im Grunde überall von einer ausgesprochenen Gleichförmigkeit, einfach und bescheiden, der natürlichen Anspruchslosigkeit des Südländers – „es bleibt ein Rätsel, wovon sie leben" (E.M. Arndt) – gemäß. Der Naturforscher Heinr. Friedr. Link berichtete 1801 aus Algarve: „Das Frühstück besteht aus Brot, Feigen und Wein, das Mittagessen endigt sich mit Feigen, und des Abends genießt man wiederum Brot, Feigen und Wein. Dabey schienen die Einwohner sehr gesund". Vegetarische Nahrung überwiegt und beherrscht in vielen Gegenden die Mahlzeiten des ganzen Jahres (der caldo, eine Gemüsesuppe, in Galicien; die polenta in Italien, die boui-abaisso, eine Fleischbrühe, der so ziemlich alle pflanzlichen Nährstoffe der Gegend beigegeben werden, in der Provence). Planter ses choux, seinen Kohl pflanzen, bedeutet in dem bäuerlichen Frankreich „sich zur Ruhe setzen".

Wollen sich die Franzosen kurz und bündig nach der Seite ihrer materiellen Genüsse charakterisieren, so nennen sie sich „mangeurs de pain, buveurs de vin", der Hausvater ist „le maître du pain". Brot und Wein bilden die Grundlage ihrer Mahlzeiten. Für den Provenzalen sind sie lou sant aliment. Im Bauernkalender spielen sie daher eine wichtige Rolle:

| En mai | Froid mai et chaud juin | Eau de la Saint Jean ôte le vin |
|---|---|---|
| Blé et vin naît. | Dorment pain et vin. | Et ne donne pas de pain. |

— freilich auch in anderen Korn- und Weinländern; für den Katalanen gilt der schöne Merkspruch: „Gutes Brot und guter Wein, geben zusammen ein gut Latein" (Bon pa i bou vi Fan bon llati).

Der Durchschnittsfranzose kennt und schätzt nur das feine Weizenbrot. So war es schon zu Goethes Zeiten: „Weiß und schwarz Brot ist eigentlich das Schibolet, das Feldgeschrei zwischen Deutschen und Franzosen". Für den französischen Bauern der Randgebiete freilich gilt noch heute das Weizenbrot als „le pain riche", „le pain des riches". Er ißt, wenn er im Südwesten zu Hause ist, das Maisbrot, wenn er aus den Hochalpen stammt, das derbe Roggenbrot, die auch, den Anbauverhältnissen entsprechend landschaftlich gebunden, in vielen Teilen der Pyrenäen- und der Apenninenhalbinsel samt den verschiedenartigen Maisspeisen die Grundlage der Volksnahrung abgeben.

In Gebieten mit Kastanienkultur bildet die Kastanienfrucht noch bis heute ein wichtiges Nahrungsmittel: vor allem geröstet, aber auch als Getränk (im Rouergue genoß man eine Kastanienbrühe, die man mit etwas Milch durchsetzte „pour rendre ce bouillon plus potable et meilleur pour les poitrines faibles auxquelles il peut faire beaucoup de bien", 1879; in Portugal den caldo de castanhas), als Brei und, als Ersatz für fehlendes Getreidebrot, zermahlen und zu Fladenbroten verbacken ehemals im Limousin, noch heute in Kalabrien, in den Apenninentälern Mittelitaliens, auf Korsika und im Tessin, hier als letzter Rest eines ehemals über das südalpine Gebiet weit verbreiteten Verfahrens.

Brot aus Eichelmehl wird in einigen abgelegenen Dörfern Sardiniens gebacken. Daß man süße Eicheln auf der Pyrenäenhalbinsel gern verzehrte, wird schon von Don Quijote bezeugt und von Reisenden späterer Zeit bestätigt. Sie geben „in heißer Asche gebraten" – so berichtet Leop. Ant. Kaufhold im Jahre 1797 aus dem Eichengebiet von Lerma bei Burgos – „dem Menschen eine noch angenehmere Nahrung als gebratene Castanien".

Das Backen ist der Stolz der Hausfrau. Noch in vielen Gegenden ist der Backofen als fester Bestandteil der häuslichen Wirtschaft im Hause selbst, gewöhnlich unmittelbar neben der Feuerstätte mit nach außen vordringender Wölbung untergebracht, in klimatisch günstigeren Gebieten im Freien aufgestellt.

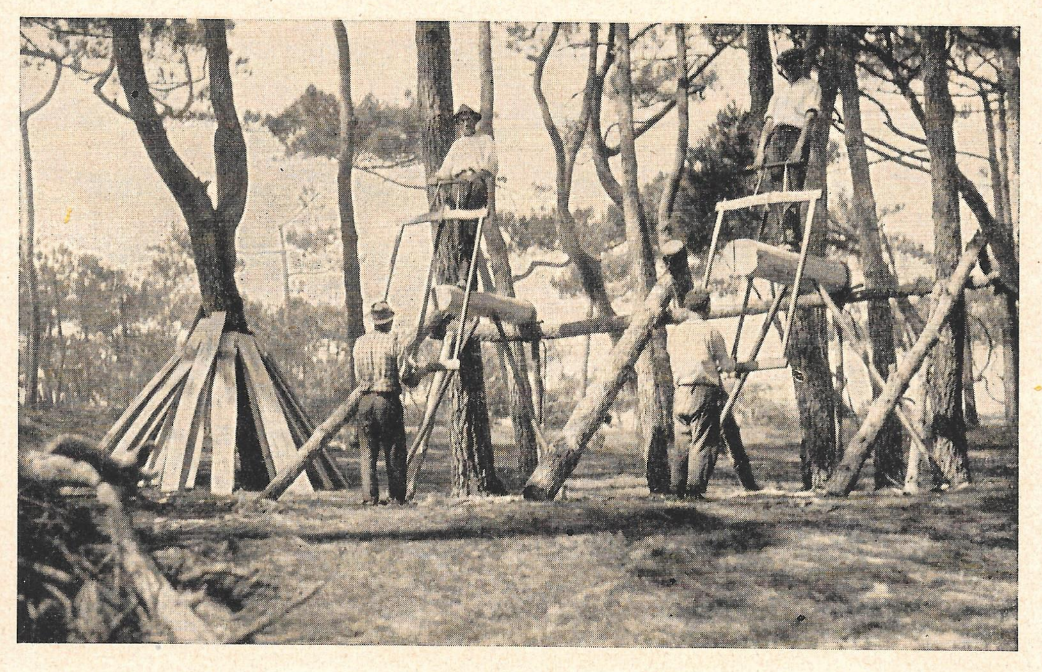


Abb. 63. Sägen im Fichtenwald von Póvoa de Varzim (Portugal)

Auch das Mahlen gehörte ursprünglich zur Hauswirtschaft. Wo man noch eine alte Handmühle antrifft (Galicia, Portugal, auf der Insel Ibiza usw.), oder die Mühle vom Esel bedienen läßt, wird das Mahlen im Hause selbst besorgt (Sardinien). In den französischen Hochpyrenäen und in Tälern Andorras besaßen zahlreiche Haushalte sogar eigene Wassermühlen. Im nordwestspanischen Gebirgsland wird die kleine Wassermühle von den Hausfrauen bedient. An vielen anderen Stellen bildet die Müllerei nur einen Nebenerwerb; die Müllerei als Hauptberuf wird man nur in getreidereichen Gebieten und da, wo sich neuere Wirtschaftsformen durchgesetzt haben, antreffen.

Das Gerät in Hof und Haus, das ja vorwiegend aus Holz besteht, wird in vielen Gebieten von dem Bauern selbst verfertigt. Tischler oder Zimmerleute sind da unbekannt. Es ist offenbar ein Reststück dieses alten Brauchs, wenn selbst in Teilen Südfrankreichs Holzarbeiten von wandernden Zimmerleuten, Tischlern oder von Jochmachern ausgeführt werden. Dieser Zustand spricht sich deutlich aus in dem Vorherrschen eines uralten Wirtschaftsgeräts: an Pflügen, Wagen, Eggen, Rechen, Gabeln, Leitern, die durch dieselbe Einfachheit in Form und Art gekennzeichnet sind wie das Inventar des Stalls und das Mobiliar des Wohnhauses. Hirten helfen in ihren Mußestunden mit und bringen mit ihren vielgestaltigen künstlerischen Schnitzarbeiten, mögen sie sich nun am einfachen Holzschuh, an Haspel und Rocken, an Käsemodel oder Buttermarke, an Mörser oder Salzfaß, an Horn oder Holz bewähren, in solche „Primitivität" wieder eine Note der „Kultur", die wir selbst in ganz archaischen Gebieten, Sardinien oder Galicia, in den Pyrenäen oder den Alpen, nicht vermissen werden. Gewöhnlich gibt es in der dörflichen Gemeinschaft den einen oder anderen Bauern, der für die Herstellung von hölzernen Geräten wie etwa Pflug, Rad und Wagen, besonders befähigt ist und diese Arbeit mehr gewohnheitsmäßig im Dienste der Gemeinschaft

ausführt. Damit ist der erste Schritt zu der Herausbildung eines Handwerkerstandes, der freilich noch ganz mit einfachsten Mitteln arbeitet, getan. In diesem Zustand befinden sich heute noch viele Gebirgsgegenden und ländliche Bezirke der Romania.

Ihnen gesellen sich die Vertreter eines bäuerlichen Handwerks hinzu, die, vielfach vom Hausgewerbe herkommend, einzeln, in kleineren oder größeren Gruppen, gewerbsmäßig, oft in alter Familientradition einem „petit métier", öfter freilich nur im Nebenberuf nachgehen. Sie sind ihrer Stärke und ihrem Beruf nach an bestimmte landschaftliche Bedingungen gebunden. Zu ihnen zählen die Holzschnitzer, die Holzschuhmacher, die Drechsler, die Böttcher; die Korbflechter, daneben die Strohflechter; die Töpfer, die Ziegelformer und Ziegelbrenner; die Sattler und Schläucher (wenn man so sagen darf); die Eisenschmiede verschiedenster Prägung, die samt und sonders, ohne um die Massenerzeugung und die industriellen Fortschritte von heute zu wissen, ihre handwerkliche Arbeit in den Formen einer Jahrhunderte währenden Tradition und durch ungezählte Familiengenerationen erprobt, weiterführen und behaupten. Auf engstem Raum sind vielfach die verschiedenartigsten Handwerksbetriebe ältester Art erhalten geblieben.

Zu der Kenntnis des einfachen, durch die uralte Methode des Aushöhlens aus dem ganzen Stamm oder Stück gewonnenen Gebrauchsgeräts aus Holz können die Waldgebiete der Romania wertvolle Beiträge liefern. Dazu gehören die Wassertränken für das Vieh, der Länge nach ausgehöhlte Baumstämme, die heute im nordwestspanischen Gebirgsland und in den Pyrenäen (bis zu einer Länge von 7 m, bei einer Breite von 0,50 m) in unzähligen Exemplaren, etwas seltener in Südfrankreich, ziemlich häufig noch in den Alpen, als Schweinetrog überall in Italien zu finden sind. Vielfach sind an diesen urtümlichen Trögen vorrömische Bezeichnungen hängengeblieben. In den Hochgebirgen (Wallis, Savoyen, Pyrenäen) findet man eine ganze Reihe solcher Einbäume nebeneinander abfallend als Wasserleitungen oder Tränken, häufig auch lange nach oben geöffnete Baumstämme als Teile des Mühlgerinnes oder sonstige Kanäle (Dachrinnen, Rinnen zum Ableiten von Wein usw.). Dieselben Urformen begegnen in den katalanischen Pyrenäen als längliche Laugtröge (während man an anderen Stellen senkrecht stehende Behälter aus Baumrinde benutzt), in den asturischen Bergen als Pökeltröge und Stampftröge für das Zerkleinern des als Häcksel dienenden Stechginsters, gewöhnlich aus Kastanienholz, entsprechend den stattlichen Holzmörsern, die im Tessin zum Enthülsen der gedörrten Kastanien benutzt werden. Als Aufnahmebehälter für den zu walkenden Stoff findet der nach einer Seite geöffnete Baumstamm an der von Wasser getriebenen Hammerwalke Verwendung, einem Zeugen alten Kulturstandes, den wir in ganz gleichartiger Form von Portugal über das nordwestspanische und nordspanische Gebirge, die Pyrenäen und einige Alpentäler bis nach Albanien und Rumänien hinüber verfolgen können. Aus dem Vollen geschnitzte Holzmörser von einfachster Form tauchen (neben steinernen) überall da auf, wo man das Getreide noch mit einem Stößel zerstampft oder einem Stein zerreibt. Es



Abb. 64. Sardische Korbflechtarbeit

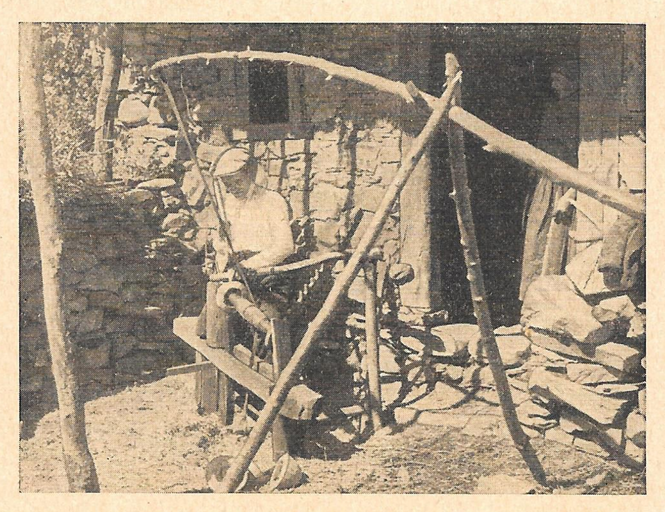


Abb. 65. Drechsler in Asturien (Spanien)

sind die Vorläufer jener gleichfalls aus dem Ganzen geformten, oft kunstvoll geschnitzten und gekerbten Salzmörser, die als Museumsstücke die Zeit ihres Gebrauches überleben. Andererseits kann man sich noch in der Gegenwart davon überzeugen, wie in entlegenen Pyrenäentälern aus dem ausgehöhlten länglichen Stamm ein Backtrog oder eine Salzkufe, aus dem senkrechten Stück ein Kornbehälter entsteht, oder wie aus dem zähen Rindenholz der Tanne der nahtlose Mantel der alten Melkgefäße, Butterstoß, „fässer" (mit eingesetztem Boden) und dergleichen gewonnen wird. Die uralte Methode, die Bienen in hohlen Waldbäumen zu halten, ist aus der Gegenwart nur noch als gelegentliche Übung (Portugal, Nordwestspanien) bezeugt, der ausgehöhlte Baumklotz oder Rindenbehälter als Bienenwohnung indessen in Waldgebieten der Romania in ursprünglichster Form noch weit verbreitet.

Ungeheuer mannigfaltig ist das Inventar an Holzgefäßen aus dem Ganzen, mit dem der alte Hausstand der verschiedensten Rückzugsgebiete aufwarten kann: Trichter von ziemlicher Größe (insbesondere für das Umfüllen von Wein), Salzbehälter in runder oder in Schiffchenform (in Gestalt der „poules mauriennes" zu einer niedlichen Tierform in Savoyen entwickelt), Käsemodel in Napfform, Holzkannen (die der Auvergne im Musée du Trocadéro zu Paris aufbewahrt, im galicisch-asturischen Bergland noch heute in Gebrauch), Holzschalen (in Asturien, in der Auvergne, im Piemont auch zum Weintrinken, primitive Gegenstücke zu den silbernen tasses à vin des Mâconnais), Näpfe für verschiedenartigen Gebrauch, oft durch feine Kerbarbeit verziert. In der künstlerischen Gestaltung des Werkstoffs, die Holzgeräten verschiedenster Art zugute kommt, können viele Landschaften eine reiche und schöne Tradition aufweisen: die Bretagne, die Auvergne, Dauphiné und Savoyen in Frankreich, Asturien in Spanien, die Schweiz vor allem, Piemont und viele andere Alpentäler Italiens, Hirtenländer wie die Abruzzen, Sardinien usw.

Der portugiesische Bauer spricht verächtlich von Geld: oiro é o que oiro vale. Wertvoller als Geld ist Korn. Der Maisspeicher ist der sicherste Geldschrank. Dort lagert das Korn, und mit Korn „bezahlt" man: den Pfarrer, den Müller, den Schnitter, der für die Erntezeit gemietet wird, und wem immer man Dienste zu vergüten hat. Im Distrikt Braga wurde um 1900 ein ganz fester Brauch befolgt: der Pfarrer empfing als oferta von Witwern und Junggesellen 1/2 Maß Mais, von Verheirateten ein ganzes, als Erntedank (primicias) von dem begüterten Bauern 1 almude Wein und 2 Maß Mais, von der Mittelklasse einen cantaro Wein und 1 Maß Mais, von den Kleinbauern 3 canadas Wein und 1/2 Maß Mais, für eine Taufe einen Kranz Weißbrot und eine Henne, für eine Hochzeit das gleiche.



Abb. 66. Flachsreiben, Riffeln und Spinnen in S.-W.-Asturien (Spanien)

Vergütungen in Gestalt von Naturalien als verbindliche und regelmäßig erfüllte Rechtsform sind aus dem ganzen Umkreis der Romania, in der neueren Zeit vorzugsweise aus den ländlichen Bezirken des Südens, aus den Alpenländern und anderen Gebirgsgegenden bezeugt: für die Benutzung der fremden Mühle, eines fremden Backofens, der Wein- und der Olivenpresse, jeweils in Form der entsprechenden Güter. In derselben Form zahlte man den Lohn für gelegentliche Hilfe und ständige Arbeitsleistungen und umgekehrt den Pachtzins. Im Tessin übernahmen ehemals wandernde Berufsleserinnen das Sammeln der Kastanien gegen Abgabe einer bestimmten Menge des Ernteertrags. Im Mâconnais und in der Dombes erhielten die Wanderschnitter eine (von Landschaft zu Landschaft wechselnde) Anzahl Garben, die Tennenarbeiter im südlichen Frankreich gewöhnlich eine Portion Korn wie in Portugal. Auf Sardinien hat der Oberknecht bei fester Bezahlung Anteil an dem Ertrag der Ernte, die übrigen Arbeiter erhalten Geld und einen Anteil Korn, der genau festgelegt, aber nach Gegenden verschieden ist. Diese landschaftliche Verschiedenartigkeit spricht sich vollends in den schriftlosen „Kontrakten" aus, nach denen die Hirten der verschiedenen Gebiete besoldet werden. Altertümliche Rechtsformen haben sich überall, in Unteritalien, in den Alpen, in Andalusien usw. erhalten. Im oberen Alemtejo empfängt der Hirt pro Jahr 5 Maß Roggen oder Mais, 3 Maß Öl, 3 Maß Bohnen, einen Umhang aus hausgewebtem Stoff, 10—20 Ziegen- und 20—30 Schaffelle.

In den Hochtälern Piemonts behält der Weber außer dem ausgemachten Lohn ein Stück Leinen zurück, in der portugiesischen Beira erhalten die Weberinnen für ein bestimmtes Stück Leinen einen Napf Bohnen und ein Brot, die Flachsbleuerinnen außer dem Essen täglich eine Flachsgarbe, „damit sie früher aufstehen", die galicischen Flachsbleuerinnen den 24. Teil der erledigten Menge.

Mannigfaltige Züge zeigen die Naturalleistungen, die mit dem Teilbauerntum in den verschiedensten Teilen Italiens, in Südwestfrankreich und in Spanien verbunden sind.

Ein anderer charakteristischer Zug archaischen Wirtschaftslebens spiegelt sich in dem Leben und Brauchtum der im Bereich der Romania auch heute noch vielfach auftretenden **Wanderarbeiter**. Zu ihnen gehören die Schnitter und Drescher, in den Alpen die Heuer, in den südlichen Teilen die Männer und Frauen, die sich zur Bestellung der Weinberge, zur Wein- und Olivenernte aus ärmeren Zonen kommend in den naturgesegneten Gegenden einstellen. Gewohnheitsgemäß wie die Wege und die Zeiten, die sie innehalten, sind die Gebräuche, die sich mit ihren Arbeitsgängen herausgebildet haben (die Versammlung auf Arbeitsmärkten, die Zusammenstellung der Gruppen, der Wanderzug, der Arbeitsvertrag, die Verteilung und der Ablauf der Arbeit). Aus dem flämischen

Gebiet kommen die Augustgänger, die aoûterons, den blauen Quersack über die Schulter gehängt und die Sichel in der Hand, um in der Beauce und Brie, bis nach Orléans hin, die Ernte einzubringen, zur gleichen Zeit die cambrelots aus der Gegend von Cambrai, die sich auf die großen Güter der Oise und Aisne verteilen. Großartig war der Zug der Schnitter, die von den Alpen, begleitet von lustigen Garbenbinderinnen, mit Familie, Maultier und Esel in die provenzalische Ebene hinunterstiegen, um dort die Ernte einzubringen. Dergleichen sieht man heute noch in der römischen Campagna, wo die caporali ihre Schnitter um sich scharen, oder auf Sizilien, wo im Sommer große Trupps in die Getreidegebiete, im Herbst umgekehrt von dort in die Weingebiete, mit Saumtieren oder einem carrettu ausgerüstet, ziehen, um sich auf dem Marktplatz des Ortes als Helfer zu verdingen. Durch Portugal strömten einst Trupps von camaradas und ratinhos, von Norden kommend, um im Getreideland des Alemtejo, auch jenseits der Grenze die Ernte einzubringen, vergleichbar den wandernden Herden von ehemals.

Die größten Mengen solcher und anderer Wanderarbeiter stellen von jeher die Gebirgsgegenden. Das Ibiastal in Südwestasturien ist Monate hindurch ohne männliche Bewohner. Das Hochgebiet der Valtournanche in Piemont entvölkert sich mit dem Wechsel der Jahreszeiten vollständig: im Sommer ziehen die Familien mit den Herden auf die Alp, im Herbst verpflanzen sie sich zur Weinernte in den unteren Talraum.

Eine andere Berufsgruppe bilden die Hanfhechler, die auf dem Boden des heimischen Hausgewerbes fußend und als Kenner ihres Faches ihre Geschicklichkeit in anderen Gegenden an den Mann bringen. Wir kennen sie aus Katalonien. Aus der Auvergne kamen sie, ihren Beruf von Geschlecht zu Geschlecht weitergebend, zu Anfang des Winters, nach dem Mâconnais hinüber, aus Savoyen nach dem Wallis und nach der Dombes. Im Sommer gingen sie ihrer Feldarbeit nach, ganz ebenso wie die Wanderweber des Böhmerwaldes.

Ihnen stehen die Wanderhandwerker nahe, denen ehemals angesichts des Fehlens eigentlicher Handwerkszweige in den dörflichen Gemeinschaften eine große Bedeutung zukam, die auch heute noch keineswegs ganz verlorengegangen ist. Ihre Zahl ist beträchtlich. Zu ihnen gehören die Langsäger, die man noch heute im Waldgebiete des Piemont, in der Schweiz, in den Landes und in den portugiesischen Fichtenwäldern antrifft, die Ziegelbrenner aus Valencia und Alicante, die bis in das Vorland der Pyrenäen wandern, die Schindelmacher und Dachdecker des Jura (unseren Dachschiefermachern verwandt), die Puschlaver Schuhmacher, die aus Graubünden nach Oberitalien auswanderten, die Kesselschmiede der Corrèze und der Auvergne, die ihren Ruf und Beruf bis nach Belgien und zu den Pyrenäendörfern hinauftrugen, ganz zu schweigen von den Kesselflickern, Dachflickern und ähnlichen Berufsklassen niederer Ordnung. Berufsmäßige Jochmacher durchzogen ehemals das Land und stellten die für jede einzelne Landschaft charakteristischen Joche her (Balearen, Pityusen, Puy de Dôme). Ihre Nachbarn aus dem Waldgebiet zwischen Albi und Montauban verfertigten Dreschflegel und Maultierjoche im Haus und brachten sie im Quercy auf den Markt.

Maultiertreiber verbreiten die in der Hauswirtschaft fehlenden Geräte und Erzeugnisse. Dieser heute vielfach nur noch in Resten erhaltene Brauch hat sich in ganz ursprünglicher Art in vielen Teilen der Pyrenäenhalbinsel erhalten. Im Hochland der Pyrenäen, in den nordwestspanischen Gebirgsorten, in der Sierra de Gredos usw. erscheinen in regelmäßigen Abständen die Saumtiertreiber, um Pfeffer, Salz, Wein und Öl, vor allem auch die unentbehrlichen Tonwaren, zugleich auch oft modernen Zierat, Stoffe und dergleichen feilzubieten.



Abb. 67. Altes Paar aus Lagartera (Toledo, Spanien)

Die **Aufgaben der Frau** sind mannigfaltig. Vielfach beschränkt sich ihre Tätigkeit auf die Hausarbeit im engeren Sinne, oft greift sie darüber hinaus.

Zur Hausarbeit gehört die Bearbeitung des Hanfes, des Flachses und der Wolle, die sich in vielen Gegenden noch bis in die Gegenwart hinein in freier Hausfleißarbeit, allein dem eigenen Bedarf dienend, vollzog. In der Beira Alta wurde bis vor kurzem die Bedingung gestellt, daß sich das heiratsfähige Mädchen in den Arbeiten, die der Gewinnung und der Verarbeitung des Flachses dienten, gründlich bewährte. Die Jungvermählte empfing hier wie in Frankreich und Italien, altem römischen Brauche entsprechend, Rocken und Spindel als Hochzeitsgabe und führte diese Symbole oft im Hochzeitszuge mit. In manchen Rückzugsgebieten besaß noch um die Jahrhundertwende jedes Haus seinen eigenen Webstuhl, der im sardischen Haus mit dem Backofen und der Hausmühle in dem „Rauchhaus" (d. h. Küche), in den französischen Hochpyrenäen in dem versenkten Erdgeschoß, wie das Plinius bei den alten Germanen beobachtete und heute noch für verschiedene romanische Gegenden bezeugt ist, seinen Platz hatte. Weben war vielfach Frauenarbeit. Wo Spinnen und Weben nicht mehr zeitgemäß sind, widmen sich Frauen und Mädchen dem Klöppeln, einer Technik, die – bei uns seit dem 19. Jahrhundert im Absterben und erst neuerdings wieder belebt – in vielen Teilgebieten der Romania ganz unbekannt geblieben, in andern zu einer volkstümlichen, landschaftlich gebundenen Gemeinschaftsarbeit entwickelt ist.

Wo Mais gedeiht, haben Frauen mit Anbau und Wartung desselben zu tun. Den Höhepunkt der Arbeit bilden die herbstlichen und winterlichen Abende, an denen sich Nachbarschaften abwechselnd zu dem Entblättern der Maiskolben zusammenschließen. Dieser Brauch festlicher **Gemeinschaftsarbeit**, auf den Azoren, im Algarve und Minho noch ebenso lebendig wie in Galicia, Asturien, Südwestfrankreich oder Kalabrien, gewöhnlich durch eine altherkömmliche Bewirtung in Form von Wein, gerösteter Kastanien, bestimmter Gebäcke u. dgl. belebt, offenbart eine fröhliche Ausgelassenheit, bei der altüberlieferte oder Stegreifdichtung, Märchen und Rätsel ebenso zu ihrem Rechte kommen wie die Liebschaften der jungen Leute. Wer von den anwesenden Burschen einen

roten Maiskolben findet, darf sein Mädel oder die ganze Reihe küssen, auf den Azoren das Mädchen entsprechend verfahren. In Kalabrien beginnen sich zwei junge Leute, die gleichzeitig Maiskolben von derselben roten Farbe finden, zu lieben. Wer ebendort seiner Liebsten einen sprundature, einen Stichel zum Entblättern, übergibt, geht damit ein Treugelöbnis ein. Darauf deuten auch die Motive, mit denen dieses Gerät verziert ist: zwei flammende Herzen, eine Ähre, ein Wohnhaus, eine donna mit hohen Brüsten.

An der Weintrauben- und Olivenernte, am Lesen der Seidenraupen — wir denken an die provenzalische magnanarello — und an der Seidenraupenzucht nehmen überall Frauen hervorragenden Anteil. Merkwürdig mutet es an, wenn man sich auf Sizilien für das Auspressen der in Säcke gefüllten Oliven in einem trogartigen Behälter junge starke Frauen aussucht, die dazu ihr Körpergewicht hergeben.

Leichtere Feldarbeit ist in vielen Gegenden Sache der Frau. Im Minho und in der Nachbarzone von Galicia schreiten Frauen oder Mädchen, in malerischer Tracht und graziöser Haltung, auf dem Acker dem pflügenden Ochsengespann, auf der Straße dem Ochsenkarren als Lenkerinnen voran. Als das Getreide noch mit der Sichel geschnitten wurde, konnten Frauen die Erntearbeit leisten. Im Wallis, in den Hochpyrenäen, in Nordwestspanien sieht man Mäherinnen noch heute bei der Arbeit. Von Galicia und dem Innern Portugals aus durchzogen ehemals Wandertrupps von Schnitterinnen die getreidereichen Gegenden der Nachbarschaft. Die Übergabe der Sichel an den Arbeitgeber war das Symbol für den mündlich geschlossenen Arbeitsvertrag, wie das heute auch noch bei den Wanderschnittern in Kampanien Brauch ist. Das Entkörnen des Getreides durch Ausschlagen in den Pyrenäen, in Unteritalien und anderwärts ist häusliche Frauenarbeit, wie in Unteritalien und Algarve auch das Zerreiben der Körner mit Hilfe von Steinen, da, wo die Handmühle in Gebrauch ist, das Mahlen. Das Worfeln mit Worfelgabeln ist Aufgabe der Männer auf der Tenne, das Reinigen mit Sieben wieder Sache der Frauen im Haus. In reizenden trovas aus Nordportugal bricht als Leitmotiv die bei der Ernte- und Tennenarbeit gebräunte Gesichtsfarbe im Liebesspiel der jungen Mädchen durch:

| | |
|---|---|
| Chamaste-me trigueirinha: | Du nanntest mich brünett: |
| Isto é do pó da eira; | Das kommt vom Tennenstaub; |
| Tu me verás no domingo | Am Sonntag wirst du mich sehn |
| Como a rosa na roseira. | Wie Röslein am Rosenstock. |
| Vos chamaes-me trigueirinha | Du nanntest mich brünett: |
| Eu do sangue não o sou. | Das liegt mir nicht im Blut; |
| Isto é de andar nas ceifas; | Das kommt vom Erntegang, |
| Foi o sol que me queimou. | Der sengenden Sonnenglut. |

Ist das Land zu arm oder bieten sich anderwärts bessere Verdienstmöglichkeiten für die Männer, so bleibt die Ackerwirtschaft den Frauen ganz überlassen. Solche Verhältnisse trifft man vorzugsweise in Gebirgsgegenden an: in Teilen der Sete Comuni (Provinz Vicenza), in V. d'Aosta (Piemont), in Chamonix (Hochsavoyen), wo sie jedenfalls für frühere Zeiten bezeugt sind („Ackerbau und Viehzucht pflegen fast ganz den Weibern überlassen zu sein", Chr. Aug. Fischer, 1805), im südwestasturischen Ibiastal, wo die Frauen den Pflug führen, während die Männer in der Fremde ihr Brot verdienen. Die männlichen Bewohner der Gegend von Leiria (Portugal) sind als

fachkundige Harzschläger zehn Monate unterwegs; die Frauen bestellen inzwischen Garten und Feld.

Besondere Formen der Arbeitsteilung haben sich vielfach an der Meeresküste herausgebildet. An verschiedenen Küstenplätzen Portugals und auf den bretonischen Inseln ist die Ackerwirtschaft Sache der Frauen; die Männer sind Fischer oder Seeleute. Darüber hinaus greifen die Frauen in vielseitiger Weise helfend oder selbständig ein: beim Löschen der Ladung, als Fischverkäuferinnen (die Fische werden in Körben auf dem Kopf getragen und in den Straßen feilgeboten), in der Fischkonservenindustrie, beim Landen der Fischerboote und bei der Herstellung und der Instandhaltung der Netze (bei den poveiros nördlich von Pôrto in Form nächtlicher Gemeinschaftsarbeit). An der nordportugiesischen Küste gehen Frauen mehrere Monate hindurch angeln, im Dourogebiet sieht man sie leichte Boote rudern und Netze werfen. Die Weiber von Tudy an der bretonischen Küste sind wegen ihrer Arbeitsamkeit und Abhärtung berühmt. Mitten im Winter – so berichtet ein Augenzeuge aus dem Jahre 1803 – sieht man sie zu halben Tagen bis an die Hüften im Wasser stehen, um Austern und Muscheln zu suchen; durchnäßt bringen sie, drei Stunden vor Tagesanbruch, ihre Ware zum Markt.

Um 1800 durften die Frauen in der Bretagne nicht mit ihren Männern zusammen essen, „sie mußten sich immer in einer ehrerbietigen Entfernung von ihnen halten". Die katalanische Bäuerin nimmt ihr Essen noch heute nur selten am Tisch, vielmehr an der Feuerstelle selbst ein. Und daß die Hausfrau in Anwesenheit von Gästen dem Mahle fernbleibt, ist als patriarchalische Sitte aus den verschiedensten Gegenden Frankreichs, als gewöhnlicher Brauch aus weiten Gebieten der westlichen, nördlichen und östlichen Pyrenäenhalbinsel, aus Korsika und Italien bis in die Gegenwart hinein bezeugt.

Leistungsmäßig wird die Arbeit der Frau an manchen Stellen durch das Einsammeln des Seetangs übersteigert, der ein vorzügliches Düngemittel abgibt und deshalb sowohl am Mittelmeer wie an der atlantischen Küste von Portugal bis zur Bretagne hinauf eifrig begehrt wird. Arbeitsverfahren und Geräte wechseln, den besonderen Verhältnissen entsprechend, von Landschaft zu Landschaft. In Cornwall an Englands Südspitze ziehen die Bauern bei Ebbe mit Pferdegespannen an den Strand und greifen den Seetang auf, den die Flut an das Land spült. An der bretonischen Küste gehen die Tangfischer bei Ebbe bis zur äußersten Wasserlinie, binden die eroberten Tangmengen mit starken Seilen in einer Tonne fest und lassen sich dann auf dieser bei aufkommender Flut zwischen den Klippen hindurch mit großer Kunst dem Hafen zutreiben. „Freudig und dankbar sieht man dann" – so berichtet Chr. Aug. Fischer von seiner „Reise durch einen Theil des westlichen Frankreichs", Leipzig 1803 – „die armen Fischer auf ihren Tonnen knieen und ihre Hände in frommer Einfalt zum St. Goulven und St. Pierre, ihren Schutzpatronen, empor heben". Oder Männer und Weiber, Knaben und Mädchen beugen sich, halb bekleidet und von den Wellen durchnäßt, über die Abgründe hin und fischen Seetang aus den brandenden Fluten.

An der Küste Nordportugals fahren die Tangfischer auf einem aus einzelnen Korkrollen zusammengesetzten Floß, das sie mit einem langen Holzstaken lenken, hinaus und holen den Tang mit Hilfe einer kräftigen Harke (mit doppelter Zahnreihe) aus der Tiefe. An anderen Stellen wird das Tangfischen den Weibern überlassen. Bei aufkommender Flut sieht man Frauen und kräftige Mädchen zum Strande eilen, wo sie sich alsbald in die schäumende Brandung stürzen. Mit einem langstieligen korbartigen Köcher raffen sie den kostbaren Stoff aus den Fluten zusammen, ungeachtet der Sturzwellen, die über ihren Köpfen zusammenbrechen oder dahinbrausen. Der gesammelte Tang

wird vom Strand auf den Köpfen abgetragen, getrocknet und auf die Dünenfelder gebracht –, ein sinnfälliges Zeichen für die enge Verbindung, die hier wie vielfach an der atlantischen Küste der Pyrenäenhalbinsel, in der Bretagne usw. Fischerei und Bauerntum eingegangen sind.

Die schwerste, eine mitunter kaum faßbare Leistung vollbringen Frauen und Mädchen als Träger von Lasten, die auf der Pyrenäenhalbinsel und in weiten Gebieten Italiens gewöhnlich nicht auf dem Rücken, wie etwa in den Alpenländern, mit Hilfe landschaftlich wechselnder Traggeräte, sondern auf dem Kopf befördert werden. So tragen sie noch in vielen Gegenden die Wasserkrüge, Körbe oder Wiegen, Säcke, Tonnen oder Ballen, all das, was sie auf den Straßen feilbieten (Früchte, Fische usw.), selbst Balken, Steine. Die Bilder, die Gregorovius von den anmutigen Wasserträgerinnen und den geplagten, aber immer heiteren Steinträgerinnen der Insel Capri im Jahre 1853 entworfen hat, passen noch durchaus in die heutigen Verhältnisse der südlichen Romania. In den ländlichen Bezirken lassen sich die Stilarten dieser Transporte nach Art der Gefäße, der Körbe, der Kopfpolster ganz genau begrenzen, und auch die Städte und Großstädte haben davon noch viel Stilgerechtes und durchaus Eigenes bewahrt.

Von den Beförderungsarten, die im europäischen Raum als besonders altartig angesprochen werden dürfen, sind zu nennen: soweit der Mensch in Frage kommt, die Beförderung auf dem Kopf, soweit man sich besonderer Zuggeräte bedient, die Schleife und der zweirädrige Wagen mit Scheibenrädern. Alle diese Formen sind in der Romania noch weit verbreitet, wenn sie auch ständig an Boden verlieren. Neben dem Menschen spielt als Transportträger das Saumtier die Hauptrolle.

Das Tragen von Lasten auf dem Kopf ist im Bereich der südlichen Romania noch so gewöhnlich, daß man es bisher nicht für nötig gehalten hat, die Ausdehnung und Art dieser als selbstverständlich geltenden Erscheinung genauer festzulegen. Als Träger erscheint dabei in erster Linie die Frau. Männer tragen die Lasten, mit oder ohne Hilfsgerät, eher auf dem Nacken oder auf der Schulter.

Es lassen sich landschaftlich gebundene Verfahren bei der Beförderung einzelner Sachen feststellen. Der Transport der Gefäße, mit denen man das Wasser vom Brunnen nach Hause schafft, zeigt eine große Mannigfaltigkeit, wie die Gefäße selbst (Fäßchen, Holzzuber, Tonkrüge, Kupferkessel, Eimer usw.). Die Verhältnisse in Italien sind dank einer aufschlußreichen Untersuchung von P. Scheuermeier klargestellt worden (auf dem Kopf, auf der Schulter, auf der Hüfte, mit der Hand; Transport mit Hilfe von Tragstangen; auf dem Rücken: Albanesinnen Unteritaliens). Der Transport auf dem Kopf hat sich erhalten in Sardinien, in Teilgebieten Siziliens und in einer geschlossenen Zone von Kalabrien (Holzfäßchen) bis in das mittlere Italien hinein (Kupfereimer), in Randgebieten des Nordens (Istrien: Holzzuber, und Ligurien: Kupferzuber), der offensichtlich mit der Provence und weiteren Teilgebieten Südfrankreichs in Verbindung steht, wo dasselbe Verfahren ehemals, nur selten bis in unsere Zeit hinein (Quercy), bezeugt ist. Auf der Pyrenäenhalbinsel werden Krüge in verschiedenen Teilgebieten des Südens und Westens, auch im nördlichen Katalonien, am Nordabhang der Pyrenäen und im Baskenland, aus Holzdauben zusammengefügte und mit Metallbändern umgebene Wassergefäße hingegen in den holzreichen Teilen des Pyrenäenraums, in besonders ursprünglicher Form im Nordwesten der Halbinsel und Teilen Portugals auf dem Kopf getragen. Im ganzen gesehen ist die Erscheinung noch weit verbreitet.

Schleifen (Sommerschlitten) hat die Romania in einer Fülle aufzuweisen, die gleichermaßen durch die Urtümlichkeit der Grundformen wie die Vielgestaltigkeit jüngerer Entwicklungsstufen

überrascht. Die alte Gaffel ist vorzugsweise in Gebirgsländern erhalten. Auf Karte 1220 des „Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz" ist die Vielheit der dort vorkommenden Formen dargestellt. In den Pyrenäen kann man an der Hand der heute gebräuchlichen Formen eine ununterbrochene Skala von Entwicklungstypen, von der natürlichen Astgabel bis zu Heuwagen mit Räderuntersatz und noch weiter entwickelten Formen, feststellen. Die Schleifen dienen, je nach ihrer Beschaffenheit, zur Beförderung schwerer Lasten (in Funchal auf Madeira, in Vigo, Nordwestspanien und in baskischen Städten werden Weinfässer noch heute auf diese Weise befördert, ein Verfahren, das aus Flandern aus dem 15. Jahrhundert bezeugt und noch heute in der benachbarten Normandie üblich ist), ferner (in Gebirgsgegenden) für den Transport von Heu, der Sennereigeräte, Mist; auch für die Beförderung von Ackergeräten; in Teilen Italiens, vorzugsweise im Süden und auf Sizilien, gibt es besondere Ernteschlitten, in wasserarmen Gebieten Mittelitaliens und in Istrien, seltener in Oberitalien, Schleifen (und Wagen) für den Transport von Wassergefäßen.

Zweirädrige Ochsenkarren mit den schon aus den ältesten Zeiten bekannten Scheibenrädern haben sich in genau derselben Form, die wir aus der Römerzeit kennen, als alltägliches Arbeitsgerät in einigen Rückzugsgebieten der Romania erhalten: mit außergewöhnlicher Lebenskraft in einer weiten Zone, die vom Baskenland über das kantabrische Bergland, Asturien, León und Galicia bis tief nach Portugal hineingreift, auch die atlantischen Inseln bis zu den Azoren hinüber umfaßt, vereinzelt auf den Balearen und Pityusen, mit Abwandlungen des Fahrgestells in verschiedenen Teilen der Schweiz und der Apenninenhalbinsel, wo freilich das Speichenrad schon seit langem die ehemaligen Verhältnisse zur Auflösung gebracht hat, ganz der römischen Art entsprechend auf Sardinien. Die Scheibenräder sitzen fest an der hölzernen Achse und drehen sich mit dieser (stridentia plaustra). Neben den aus mehreren (drei oder fünf) Teilen zusammengesetzten und gewöhnlich durch innere Holzriegel, auch Eisenklammern, zusammengehaltenen Scheibenrädern begegnen, wie vielfach an kleineren Fahrgeräten (Schubkarren usw.), auch Vollscheiben mit verdicktem Mittelstück, ganz gleichartig in der Sierra de Gredos und in Unteritalien (Lucania).

Manchen gebirgigen Teilgebieten der Romania ist der Wagen bis heute unbekannt geblieben: Alberca (Prov. Salamanca), Hochpyrenäen, Teilgebieten der Cevennen und der Alpen.

Der Verkehr mit Saumtieren hat neben verschiedenartigen Sätteln und dem Zubehör der Säumung eine kaum übersehbare, landschaftlich und innerhalb der Landschaften wiederum sachlich gegliederte Fülle von Traggeräten herausgebildet: Behelfe für die Beförderung von Holz, Steinen, Erde, von Früchten, Getreidegarben, Heu, Stroh und Mist, von Fässern, Tonbehältern, Wasserkrügen usw.; Traggeräte in Form von Asthaken und hakenartigen Gestellen, aufgelegte leiter- und gatterartige Träger, herabhängende Behälter aus Rutengeflecht, Espartogras, Sackleinen oder Tuch, Stricknetze, Holzkästen, Holzkübel, Körbe, zusammengeflochtene Korbgestelle und dergleichen. Tierbälge (zum Transport von Wein, Öl, Korn) und Säcke werden gewöhnlich ohne besondere Traggeräte mit Stricken und Schlaufen festgemacht. Außer den landwirtschaftlichen Bedürfnissen dient das Tragtier zahlreichen anderen Zwecken. Es befördert Bienenstöcke, die bewegliche Schäferhütte, neuerdings die Nähmaschine des Wanderschneiders, die Aussteuer im Hochzeitszuge, ganze Haushalte beim Umzug.

Im Baskenland nahmen ehemals, wie schon W. von Humboldt 1799/1800 in seinem Tagebuch bemerkte, Reisende in Holzsitzen beiderseits auf dem Saumtier oder Pferde Platz. Über das Reisen auf Packmauleseln liegen aus älterer Zeit niedliche Berichte vor. „Das Maultier hat einen sanften

schleichenden Gang und trägt den Reiter mit aller Gemächlichkeit fort." Überhaupt, wer auf dem Saumtier oder zu Pferde reist, „der ist den Spöttereien und der Verachtung nicht so ausgesetzt, die der demüthige Fußgänger in vollem Maße erdulden muß", beobachtete L. A. Kaufhold im Jahre 1797 in Spanien. So ist es in der Romania heute noch. Reitende Postboten, Pfarrer, Ärzte sind heute in den ländlichen Bezirken keine Seltenheit, Frauensättel (mit Seiten- und Rückenlehne), oft in wundervoller Ausstattung, zumal im Hochzeitszuge, noch hier und da im Gebrauch. Das reizvollste Bild aber bietet das Reiten zu Paaren (das Mädchen oder die Frau hinten neben dem Manne aufsitzend), das man sich von Kirchgang oder ländlichen Festen, mögen sie in der Provence, in Spanien oder auf Sardinien stattfinden, nicht fortdenken kann.

Unter den Zeugnissen volkstümlicher Rechtsaltertümer heben wir die alten Formen der Besitzzeichen heraus, die sich in mannigfacher Verwendung noch hier und da im Kreise von Fischern, Hirten usw. erhalten haben. An der portugiesischen Küste von Póvoa de Varzim hat jede Fischerfamilie ein Familiengrundzeichen, das sich in dem Sinne vererbt, daß die erstgeborenen Söhne ein besonderes Beizeichen hinzufügen und der jüngste als der Haupterbe der Familie die Marke des Vaters weiterführt. Solche geometrischen Schriftzeichen sind an sämtlichen Booten, den beweglichen Stücken derselben, überhaupt an allen Gerätschaften, auch denen des Hauses, öfter auch an den Grabtafeln und Grabsteinen, angebracht. Dasselbe Zeichen gilt, unter Urkunden gesetzt, als Unterschrift, an Türen von Wallfahrtskirchen, an dem Tisch der Sakristei oder an Kreuzen eingeritzt, als marca votiva, d. h. als Zeugnis eines Gelübdes. Kamen die Fischer der Póvoa de Varzim weiter nördlich an der Kapelle Nossa Senhora da Bonança oder an der galicischen Küste bei Santa Trega vorüber, so ritzten sie ihr Zeichen in die Kirchentür ein. Sie durften davon guten Wind und glückliche Rückkehr in den Heimathafen erwarten. Andere, einfachere Zeichen (Einschnitte an bestimmten Teilen der Fische) dienen dazu, die Beute der einzelnen Boote voneinander zu unterscheiden.

Schafe werden bei den katalanischen Pyrenäenhirten durch Einbrennen der Eigentumsmarke oder durch Einschnitte in die Ohren gekennzeichnet. Solche Schafmale sind in den Hirtenländern der Romania noch überall, von den Azoren über die Iberische Halbinsel bis zu den Alpen und Sardinien – Sizilien – Unteritalien hinüber, auch in Albanien, Rumänien usw. gebräuchlich.

Von dem Rechnen mit Kerbhölzern und verwandten Rechtsformen gibt es zahlreiche Zeugnisse bis in die Gegenwart hinein, besonders ausgeprägt im Alpengebiet, wie Steblers und Rütimeyers Darstellungen zeigen.

Die religiöse Volkskunde der Romania ist bisher noch nicht systematisch dargestellt worden. Was an Einzelbeiträgen, darunter so wertvollen wie denen Pitrès über Sizilien, Moreiras über Tortosa, Jeantons über den Mâconnais, des Abade Alves über die Provinz Bragança, vorliegt, steht in keinem Verhältnis zu der Fülle und zu der Bedeutung der Erscheinungen, die das religiöse Leben der romanischen Völker in seiner Gesamtheit in sich schließt. Weite Strecken sind von jeder Sammel- und Forschungsarbeit unberührt geblieben.

Die Christianisierung der Romania hat in der Prägung von Ortsnamen nach Heiligen einen Niederschlag gefunden. Aus ihrer Zahl und Verbreitung im Raum lassen sich geschichtliche Vorgänge ablesen und Erkenntnisse über das Ausstrahlungsgebiet und die Begrenzung einzelner Heiligenkulte gewinnen.

In der Nordhälfte Portugals sind Heilige in Ortsnamen selten, im Süden hingegen außerordentlich zahlreich vertreten. Die Erscheinung kann nur aus dem Ablauf der reconquista von Norden her gedeutet werden, aus der Tatsache, daß in dem den Arabern entrissenen Gebiet der religiöse Charakter des Kampfes bei der Schöpfung oder Umbenennung von Siedlungen besonders stark betont worden ist. Die Zahl der noch hinzukommenden, auf den christlichen Kult im allgemeinen bezogenen Ortsnamen wie Rosario „Rosenkranz", Santa Cruz „Heiliges Kreuz" usw. verstärkt diesen Eindruck (H. Lautensach).

Auf Sizilien und in vielen anderen Gebieten kann man an der Verteilung und der Verbreitung der Vornamen in den einzelnen Gemeinden ablesen, welche Heiligen jeweils die größte Bedeutung als Schutzpatron derselben besitzen.

Zu den Heiligen, die in Frankreich das größte Ansehen genießen, gehört der Heilige Martin, Bischof von Tours, der das Christentum in das Innere Frankreichs trug und dort gegen 400 gestorben ist. Nicht weniger als 3672 Kirchen sind in Frankreich dem Andenken dieses Heiligen gewidmet, nicht weniger als 485 Plätze, Dörfer und Weiler mit seinem Namen getauft. Im westlichen Frankreich faßte sein Kult begreiflicherweise starke Wurzeln. Von Gallien aus strahlte sein Ruf auf die Nachbarländer aus: Deutschland und die südlichen Teile der Romania. Überall haben sich aus der Vorstellung von dem Heiligen gleichartige oder verwandte Bräuche entwickelt, unter seinem Schutze wahrhaft heidnische Bacchanalien fortgesetzt. Wie man in Deutschland Jahrhunderte hindurch am 10. und 11. November das Weinerntefest feierte, so noch heute in vielen Teilen der Romania bis zu den Azoren hinüber. Wie sich in Deutschland Martinsbrüderschaften zu seinem „Lob" zusammenschlossen, so bedeutet noch heute in Portugal ser da confraria de S. Martinho ein tüchtiger Trinker sein. Sprichwörter, die über die ganze Romania verbreitet sind, besagen in zahlreichen Abwandlungen, was auch in alten gesetzlichen Verordnungen vielmals ausgesprochen ist, daß man zu St. Martin den Wein probieren solle: in Portugal: Por S. Martinho prova teu vinho; no cabo do ano / ja te não faz dano; in Galicia Despois de S. Martiño, deixa a auga e bebe o viño; in Katalonien Per Sant Martí / mata el porc / i enceta el vi (schlachte das Schwein und stecke den Wein an); auf Sizilien A San Martinu, ogni mustu è vinu und in Frankreich, neben vielen anderen Spielarten, Saint-Martin boit le bon vin, Et laisse l'eau courre au moulin. Auf den Azoren zog am 11. November eine Prozession durch die Straßen, die als Glanzstück auf einem Ochsenwagen ein Faß Wein mit sich führte, von dem aus ein Jünger des Hl. Martin mit einem Becher in der Hand erbauungsvolle Ansprachen an das Volk richtete. Martiner bedeutet in Frankreich den neuen Wein probieren, übermäßig essen, le mal de St. Martin die Trunkenheit, verdorbener Magen. Das Schweineschlachten fällt auf St. Martin, daher in Spanien martín = Schlachtfest, in manchen Gegenden S. Martín Bezeichnung des denkwürdigen Monats.

Wie die Heiligen den Beginn des neuen Wirtschaftsjahres, der winterlichen Hausarbeit, den Zeitpunkt der Pachtzahlung und des Dienstantritts von Angestellten, Teilbauern usw. bestimmen, so sind die Tage der Heiligen und der christlichen Feste für das Landvolk überhaupt die festliegenden Daten, nach denen es seine ganze Jahresarbeit einstellt, der eigentliche Zeitmesser und Kalender. In unzähligen Sprichwörtern, die auf diese Stichtage Bezug nehmen, ist der Rhythmus seines Lebens festgelegt, dabei freilich neben dem formelhaft gewordenen auch noch oft eine bestimmte Vorstellung lebendig. In Portugal ist der St. Markustag der bevorzugte Termin der Flachsaussaat, da man diesem Heiligen besonderen Einfluß auf das Gedeihen der Pflanze und die Güte der zu erzielenden Faser zuschreibt.

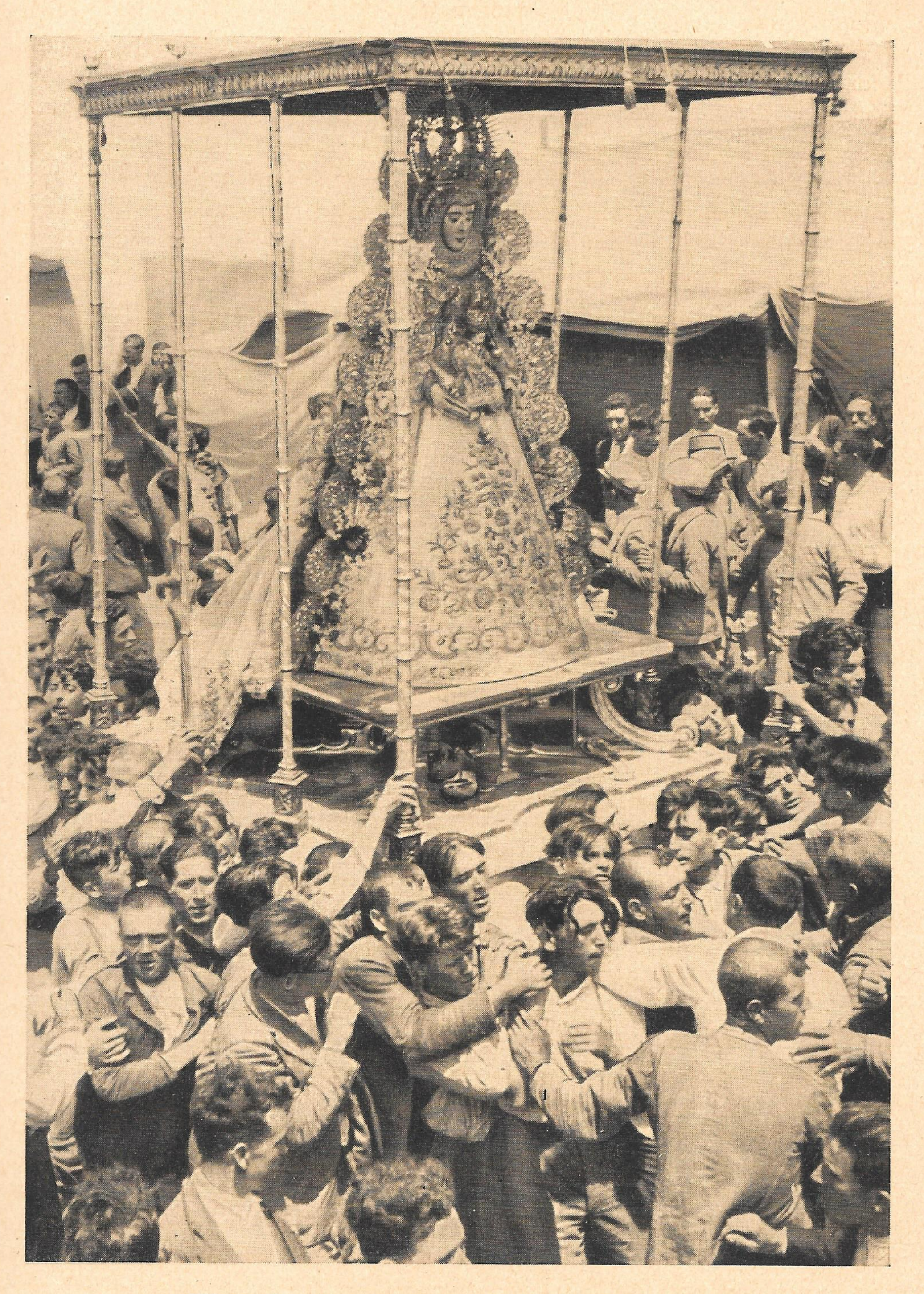


Abb. 68. Prozession der Jungfrau auf einer Romeria bei Sevilla

Daß das Volk, um gegen die Macht des Bösen unmittelbarer Hilfe und Unterstützung sicher zu sein, der Heiligen oder der Jungfrau bedarf, ist Allgemeingut der katholischen Länder. Wichtiger erscheint das persönliche, natürliche Verhältnis des Einzelnen zu dem Schutzpatron, das bei der Leidenschaftlichkeit des Romanen oft in deutlichen Formen seinen Ausdruck findet. Man berauscht sich an dem Schmuck und an der sinnlichen Schönheit der Jungfrau. Das folgende portugiesische Lied – ein Beispiel für zahlreiche andere Äußerungen, Zurufe und dergleichen – bringt niedergeschrieben nur schwach die Gefühlsbewegung zum Ausdruck, aus der es entsprungen ist, und die Haltung, die es dabei begleitete:

| | |
|---|---|
| Ai, Senhora do Rosário | Mutter Gottes do Rosario |
| Como sois linda, e tão bela | Mit der hübschen neuen Tracht, |
| Com esse vestido novo, | Die sie Deiner Schönheit |
| Que trouxeram de Castela! | Aus Kastilien gebracht. |

Man betrachtet den Schutzheiligen des Ortes so sehr als seinesgleichen, daß man ihn auffordert, mit den Mädchen am Sonntag zum Tanze zu schreiten:

| | |
|---|---|
| Santo Amaro de Paredes | Heil'ger Amaro de Paredes |
| Tem uns sapatinhos brancos | Hat weiße Schuhe an: |
| Para dançar co'as moças | So tanzt mit den Schönen |
| Domingos e dias santos. | Jeden Festtag er dann. |

Man gibt freimütig seinem Unwillen über die Heilige Jungfrau Ausdruck, wenn Mais- und Weinernte nicht zur Zufriedenheit ausgefallen sind:

| | |
|---|---|
| Senhora de Nazaré | Mutter Gottes von Nazaré |
| Já lhe não hei de rezar, | Kein Gebet sei Dir gesagt, |
| Que me tirou a merenda | Du hast mich um Mahlzeit |
| Mais a sesta do jantar. | Und Schläfchen gebracht! |

In den von starker Trockenheit heimgesuchten Gebieten bedarf man in besonderem Maße der Hilfe der Jungfrau oder des Heiligen, der den erwünschten Regen bringen wird. Daher Prozessionen ad petendam pluviam, die auch aus Frankreich bis in die neuere Zeit hinein bezeugt sind, besondere Heiligtümer (Kapellen, Bildstöcke und dergleichen), von denen man die Erfüllung des Regens erwartet, und sonstige Gebräuche, die mit alten Wasserkulten in Zusammenhang stehen. Im Quercy wirft man am Jahresanfang eine Münze oder ein Stück Brot in den nächsten Brunnen, um vor Trockenheit geschützt zu sein. Im Neapolitanischen veranstaltet man eine processione di penitenza: alle Heiligenstatuen werden mitgeführt, die Männer, häufig in der Kleidung der Bruderschaften, geißeln sich den Rücken, die Frauen mit zerzausten Haaren und eine Krone auf dem Haupt, singen Perdono, mio Dio, perdono, pietà. Die Buße kann aber auch dem Heiligen selbst auferlegt werden, der mit der Erfüllung der Gebete auf sich warten läßt. Auf Sizilien wird er von seinem Standort heruntergeholt, seiner Prunkgewänder entkleidet und schlicht angezogen in einen abgeschlossenen Raum befördert, um ihn zu zwingen, „Buße zu tun". Ziemlich allgemein ist die Sitte verbreitet, die Heiligenstatue in Wasser (in Portugal auch in Wein) zu tauchen. Der Akt wird mit großer Feierlichkeit vollzogen (Nordportugal, Dauphiné), vielfach aber als Strafe für den schwerhörigen Heiligen aufgefaßt, der obendrein noch Schläge bezieht oder mit den

schlimmsten Schimpfworten überschüttet wird. Solche Rebellionen gegen die Heiligen kann man von Portugal bis Italien hinüber verfolgen. Auf den Azoren hängt man den Heiligen Antonius mit Stricken gebunden über einen Brunnen oder eine Zisterne, um von ihm die Vollbringung eines Wunders zu erzwingen.

Wir haben in unserem Abriß aus der Fülle der Erscheinungen solche Züge herausgehoben, die den ausgleichenden Strömungen einer neuzeitlichen Kultur, der Macht der modernen Technik und der Wirkung moderner Auffassungen gegenüber – Einwirkungen, die sich überall bemerkbar machen – noch das Gepräge der Vergangenheit, der Ursprünglichkeit und bodenständiger Verwurzelung zeigen, und an der Hand ausgewählter Beispiele erkennen lassen, in welchem Maße die volkstümliche Kultur der romanischen Länder von heute zu der Aufhellung des Werdens und der Struktur der Volkskultur des gesamteuropäischen Raumes beizutragen vermag.

Ihren vollendetsten geistigen Ausdruck und ihren tiefsten Gefühlsgehalt findet das Leben, das Denken und das Empfinden der romanischen Völker, zunächst in Spruchformen verschiedener Art, insonderheit in der ungeheuren Fülle der Sprichwörter vorgebildet, in der Gattung, die vielleicht mit mehr Recht als bei manchen anderen europäischen Kulturnationen den Namen Volkslied trägt. Weit davon entfernt, die Bezeichnung „gesunkenes Kulturgut" zu verdienen, spiegelt das Volkslied der Romanen, insonderheit der Liederschatz der südromanischen Völker, neben der geschichtlichen Vergangenheit (einzigartig in der spanischen Romanze) die Arbeit, die Umwelt und vor allem das tiefe seelische Erleben, dabei am stärksten das aufrüttelnde Thema der Liebe, in einer Vielgestaltigkeit und mit einer Kraft und Natürlichkeit, daß man begreift, weshalb die Romanen selbst in diesem Liede den Ausdruck ihrer Volksseele erblicken. Tatsächlich ist es in hervorragendem Maße das Volk, das diesen Liederschatz erfindet, gestaltet und von Geschlecht zu Geschlecht weitergibt.